Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Heft 4 1941

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Interd... Com...
for the Acquisition of
Foreign Publications

Aufnahme:
Agfa-Bildarchiv

Fragen, die uns angehen

Wer haftet?

Da der Luftschutz eine Aufgabe des Reichs und die Verdunklung eine Kriegsmaßnahme ist, wäre daran zu denken, daß das Reich für alle Verdunklungsschäden aufzukommen habe. Das ist aber nicht der Fall. Nach den Vorschriften der die Kriegsschäden der Zivilpersonen regelnden Personenschädenverordnung kann für Personenschäden, die durch die allgemeine Verdunklung verursacht sind, keine Entschädigung vom Reich verlangt werden. Auch für Sachschäden, die in der allgemeinen Verdunklung ihre Ursache haben, leistet das Reich nach den Vorschriften der Kriegssachschädenverordnung keinen Ersatz.

Hieraus folgt, daß derjenige, welcher einen Verdunklungsschaden erlitten hat, diesen selbst tragen muß, wenn nicht für die Verursachung des Schadens eine dritte Person irgendwie verantwortlich ist. Stößt also z. B. ein Fußgänger auf verdunkelter Straße gegen eine Hauswand und verletzt sich dabei oder erleidet Schaden an seiner Kleidung, so hat er grundsätzlich für den entstandenen Schaden selbst aufzukommen.

Wann haftet der Hauswirt?

Bei allen Verdunklungsunfällen, die sich im Straßenverkehr und in Treppenhäusern ereignen, ist jedoch zu prüfen, ob ein anderer schuldhaft gehandelt, insbesondere gegen die ihm obliegenden Verkehrssicherungspflichten vorsätzlich oder fahrlässig verstoßen hat. Treffen diese Voraussetzungen zu, so ist der andere ersatzpflichtig. Ist z. B. jemand während der Verdunklung dadurch zu Fall gekommen und verletzt worden, daß ihm ein anderer in unachtsamer Weise, etwa durch zu rasches Hinaustreten aus dem Haus auf dem Gehsteig in den Weg kam, so ist der andere nach den allgemeinen Grundsätzen des bürgerlichen Rechts schadenersatzpflichtig. Welche Pflichten zur Sicherung des Verkehrs sich aus der allgemeinen Verdunklung ergeben, ist in der Verdunklungsverordnung und in Erlassen des Reichsministers der Luftfahrt und Oberbefehlshabers der Luftwaffe bestimmt. Kommt z. B. jemand in einem ungenügend beleuchteten Treppenhaus zu Fall, und ist der Unfall auf die mangelhafte Beleuchtung zurückzuführen, so ist grundsätzlich der Hauseigentümer schadenersatzpflichtig. Ebenso kann bei einem Unfall, der sich im Straßenverkehr zugetragen hat, eine Haftung der Gemeinde in Frage kommen, wenn sie die wegen der allgemeinen Verdunklung erforderlichen gesetzlich bestimmten Maßnahmen zur Erhöhung der Verkehrssicherheit, wie den weißen Anstrich an den Bordschwellen, nicht getroffen hat.

In allen Fällen, in denen ein Schadenersatzanspruch auf schuldhaftes Verhalten, insbesondere auf schuldhafte Verletzung der Verkehrssicherungspflicht gegründet wird, kann der volle Schaden ersetzt verlangt werden, sofern nicht ein mitwirkendes Verschulden des Verletzten zu einer Verringerung des Ersatzanspruches führt.

Unfälle im öffentlichen Verkehr

Besondere Betrachtung verdienen Verdunklungsfälle, die sich im Eisenbahnverkehr und im Kraftfahrzeugverkehr ereignen. Das die Haftung der Eisenbahnen und Straßenbahnen für Personenschäden regelnde Reichshaftpflichtgesetz geht von dem Grundsatz aus, daß der Betriebsunternehmer für alle beim Betrieb verursachten Schäden ohne Nachweis eines Verschuldens haftet. Die Bahn kann sich aber von ihrer Haftung durch den Nachweis befreien, daß der Schaden durch höhere Gewalt verursacht worden sei. Es ist daher von entscheidender Bedeutung, ob die allgemeine Verdunklung als höhere Gewalt anzusehen ist. Diese Auslegungsfrage ist zu verneinen. Der Bertriebsunternehmer der Eisenbahn oder Straßenbahn haftet also trotz der die Gefahren des Bahnbetriebes erhöhenden Verdunklung in derselben Weise, wie er unter normalen Verhältnissen haftet. Hieraus ergibt sich, daß die Bahn das Verdunklungsrisiko zu tragen hat. Sie muß es in Kauf nehmen, daß sie für eine größere Zahl von Betriebsunfällen als in normalen Zeiten einzustehen hat. Das Verdunklungsrisiko wird ihr aber nicht einseitig aufgebürdet, insofern der Fahrgast, wie überhaupt jeder Verkehrsteilnehmer, bei der Verdunklung eine wesentlich erhöhte Sorgfaltspflicht hat. Hat der Fahrgast diese Sorgfalt nicht angewendet, so trifft ihn ein mitwirkendes Verschulden, das eine Herabminderung des Ersatzanspruchs gegen die Bahn, ja sogar, wenn es besonders schwerwiegend ist, einen Wegfall des Ersatzanspruches zur Folge haben kann.

Der Halter eines Kraftfahrzeuges haftet nach den Vorschriften des Kraftfahrzeuggesetzes für Personen- und Sachschäden, die beim Betrieb des Kraftfahrzeugs verursacht sind, auch ohne Verschulden. Die Ersatzpflicht des Halters ist aber dann ausgeschlossen, wenn der Unfall durch ein unabwendbares Ereignis verursacht wird. Ein solches unabwendbares Ereignis ist jedoch die allgemeine Verdunklung nicht ohne weiteres und nicht unter allen Umständen. Der Halter eines Kraftfahrzeugs, bei dessen Betrieb ein Schaden verursacht wurde, kann sich also nicht einfach dadurch von seiner Haftung befreien, daß er nachweist, der Schaden sei auf die allgemeine Verdunklung zurückzuführen. Er muß vielmehr, wie auch sonst, nachweisen, daß er jede nach den Umständen des Falles gebotene Sorgfalt beobachtet habe. Dabei wird häufig die Geschwindigkeit, mit der das Kraftfahrzeug gefahren ist, eine wesentliche Rolle spielen.

Wann muß die Treppe beleuchtet sein?

Eine Hauseigentümerin hatte zum Zwecke der Verdunklung in den Treppenhäusern Transformatoren einbauen lassen, durch die der elektrische Strom so stark vermindert wurde, daß in manchen Fällen Anfang und Ende der Treppen nicht mehr vom Lichtschein erreicht wurden. In einem solchen Hause kam ein Mieter im Dunkeln an der obersten Treppenstufe zu Fall und verletzte sich erheblich. Seiner Schadenersatzforderung gegenüber berief sich die Hauseigentümerin darauf, der Transformator sei ihr von Luftschutzseite empfohlen worden, zudem habe der Verletzte, der seit 20 Jahren in dem Hause zur Miete wohne und daher die Treppe genau kenne, den Unfall selbst durch Unachtsamkeit verschuldet.

Das Amtsgericht verureilte die Hauseigentümerin zum Ersatz des vollen Schadens. In den Entscheidungsgründen wurde dargelegt, bestimmte Industrieerzeugnisse zu Luftschutzzwecken würden von den Luftschutzbehörden nicht empfohlen, sondern nur zugelassen. Die Benutzung eines solchen genehmigten Geräts befreie den Hauseigentümer aber noch nicht von weiteren Vorsichtsmaßnahmen.

Auch der Mieter sei wie der Verkehrsteilnehmer bei der Verdunklung zu erhöhter Vorsicht verpflichtet. Mit Rücksicht darauf, daß durch die nicht verdunkelten Fenster aber ein Lichtschein nach außen dringe, sei ihm aber nicht zuzumuten, selbst mit Hilfe einer Taschenlampe oder gar von Streichhölzern für Licht zu sorgen.

Was könnte unser Junge werden?

In Anbetracht der zu Ostern beendeten Schulzeit beschäftigt die Frage: „Was könnte unser Junge werden?" viele Eltern. Die richtige Wahl zu treffen ist schwer, denn oft fehlen die Mittel zur weieren Vorbildung für den erwählten Beruf, den der Sohn mit Lust und Liebe ergreifen würde. Eine gute Schule für das Leben und eine solide Vorbereitung, auch in materieller Beziehung, für den späteren Zivilberuf, bietet die Unteroffiziers-Laufbahn.

Durch die Einstellung als Militäranwärter zum „Infanterie-Regiment Großdeutschland" hat er folgende Zeit gewonnen: ½ Jahr Arbeitsdienstpflicht fällt fort; die zweijährige, meist aber dreijährige Lehrzeit für den späteren Zivilberuf fällt ebenfalls fort; zweijährige aktive Militärzeit muß jeder gesunde junge Deutsche sowieso durchmachen. Das sind 4½ bis 5½ Jahre, bevor er als Geselle sein erstes Geld verdient.

Demgegenüber steht, daß er nach fünf Jahren Dienstzeit als Militäranwärter schon Unteroffizier ist und evtl. Feldwebel sein kann. Er verdient ebenso viel wie als junger Geselle und kann Ersparnisse machen. Er ist bereits Vorgesetzter und hat durch Reisen, Manöver, Abkommandierungen usw. viel von Deutschland gesehen und viele ihm sonst verschlossene Eindrücke gewonnen. Er ist reifer geworden, sieht das Leben mit anderen Augen an und kann sich nun besser für den späteren Zivilberuf entscheiden.

Hat er seine 12jährige Dienstzeit beendet, steht ihm das Leben offen. Er kann in das freie Erwerbsleben mit Dienstbelohnung und Abfindung übertreten, kann sofort Beamter mit Uebergangsbezügen oder Wehrmachtsiedler werden.

Darum fordert vor der Berufswahl das Merkblatt für den Eintritt als Freiwilliger in das „Infanterie-Regiment Großdeutschland" vom Ersatz-Bataillon des Inf.-Rgt. Großdeutschland in Neuruppin oder dem nächstgelegenen Wehrbezirkskommando an.

Steuererleichterung für Eigenheime

Das Grundsteuergesetz gewährt gewisse Steuererleichterungen nur noch für solche Eigenheime, die bis zum 30. September 1939 bezugsfertig geworden sind. Eine Ausnahmeregelung besteht für die sogenannten Arbeiterwohnstätten. Eine Steuervergünstigung ist aus staats- und bevölkerungspolitischen Gründen jedoch auch bei Eigenheimen erwünscht, die nach dem 30. September 1937 bezugsfertig geworden sind und deren Einheitswert 30000 Mark nicht übersteigt. Im Rahmen der Grundsteuerbilligkeitsrichtlinien hat der Reichsfinanzminister jetzt eine entsprechende Möglichkeit geschaffen. Die Gemeinden haben in derartigen Fällen nach pflichtmäßigem Ermessen die Steuer zu erlassen, soweit sie dem Steuerschuldner nach seiner wirtschaftlichen Lage nicht zugemutet werden kann. Ein Steuererlaß, der die Hälfte der veranlagten Steuer übersteigt, ist in der Regel nicht zu gewähren.

Heft 4 1941

Inhalts-Übersicht

Das Schuljahr beginnt im Herbst
Von Martin Schumacher
Seite 64

★

Der Volksgemeinschaft Pflicht / Von Kurt Neelsen
Seite 65

★

Abschied von der Schule
Von Heinz Dreger
Seite 68

★

Deutsche kehren heim ins Reich
Von Albrecht Schäfer
Seite 70

★

Alte Leute
Von Dr. K. Weitzel
Seite 72

★

Hochzeit! Hochzeit!
Erzählung von Arnold Ulitz
Seite 74

★

Verpflanzte Menschen
Roman
von Christine Holstein
(Schluß)
Seite 76

★

Kinderwarte

★

Wir helfen bei der Schularbeit

Rechenstunde für das 5.–8. Schuljahr
Von Willi Kranz
Seite 66

★

Was können unsere Kinder werden?

Lehrerin für hauswirtschaftlichen Gartenbau
Von Dr. Hans Hajek
Seite 73

Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Deutscher Junge aus der Dobrudscha

Aufnahme: Liselotte Purper

Das Schuljahr beginnt im Herbst!

Gedanken zu der Neuordnung des Schuljahres

Es ist etwas Wunderbares um die Kraft des deutschen Volkes. Uns allerdings, die wir ein Teil dieses Volkes sind, kommt dieses Wunderbare kaum zum Bewußtsein. Nur wenn wir einmal den Quellen unseres Glaubens, unserer Zuversicht und unserer Sicherheit inmitten der Zeitereignisse nachspüren, dann wird uns bewußt, daß Glaube, Zuversicht und Sicherheit in der uns innewohnenden Kraft wurzeln, und daß diese Kraft keine Selbstverständlichkeit, sondern ein Geschenk der Vorsehung und das Ergebnis einer zielgerichteten Erziehung unseres Volkes ist und im Hinblick auf dessen einstige Ohnmacht wie ein Wunder anmutet.

Ein Wunder nennt das deutsche Werden und Sein das neutrale Ausland, sofern es nämlich weder durch persönlichen Haß, noch durch fremdblütige Beeinflussung in seiner Urteilskraft behindert wird. Und staunend steht es vor den deutschen militärischen Erfolgen an allen Fronten, staunend aber auch vor den deutschen Leistungen im Innern.

Diese Leistungen im Innern tragen zu einem großen Teil den Stempel wehrwirtschaftlicher Notwendigkeit. Der von unsern Gegnern total gewollte und geführte Krieg zwingt uns zu totalen Abwehrmaßnahmen und zur Mobilisierung der „inneren Front" gegenüber dem äußeren Feind. Dennoch aber ist die Kraft des deutschen Volkes so groß, daß es innerhalb seiner Grenzen auch seinen andern, insbesondere auch seinen Kulturaufgaben in gewohnter Weise nachgehen kann. Und wie es diesen mitten im Kriege, mitten in einer nie dagewesenen politischen und weltanschaulichen Auseinandersetzung um Sein oder Nichtsein nachgeht, darin erblickt der unvoreingenommene Neutrale vielleicht das größte Wunder innerhalb des bewundernswerten völkischen Lebens in Deutschland: Handel und Wandel blühen, großzügige Siedlungsbauten werden geplant, ausgeführt und fertiggestellt, die Lösung von Sozialproblemen wird unentwegt fortgeführt, und vom steigenden Volkswohlstand, aber auch von dem unbegrenzten Vertrauen des Volkes in seine Staatsführung zeugen die von Monat zu Monat wachsenden Spareinlagen. Der deutsche Sport hat während des Krieges nichts von seiner Weltgeltung eingebüßt, und die Bilanz der sportlichen Ländertreffen könnte im Frieden kaum stolzer sein. Vom Kunstschaffen unserer (Kriegs-) Tage zeugen die reichbeschickten Ausstellungen und von dem Kunstwollen des Volkes die übervollen Theater und Konzertsäle.

Auch das übrige Geistesleben ist in Deutschland während des Krieges nicht ins Stocken geraten. Von den Kathedern aller Schulgattungen werden in gewohnter gründlicher Weise den jungen deutschen Menschen Erkenntnisse vermittelt, in den Schulstuben und auf den Sportplätzen wird die deutsche Jugend erzogen, und in den Studierzimmern, in den Laboratorien und Versuchsräumen arbeiten deutsche Wissenschaftler in gewohnter Weise am Fortschritt der Zivilisation und an der Vertiefung der Menschheitskultur.

Geradezu bezeichnend für diese sich in allen Erscheinungen unseres geistigen und kulturellen Lebens offenbarende Kraft des deutschen Volkes ist es, daß die Lösung eines der für die deutsche Zukunft bedeutendsten Probleme mitten im Kriege entscheidend betrieben wird. Wir meinen die Schulreform. Gerade sie scheint doch ein Gebiet zu sein, das in „ruhigerer Zeit" mit größerer Aussicht auf Vollkommenheit in Angriff genommen werden könnte, zumal es in vielen Jahrzehnten deutscher Geistesgeschichte, darunter solchen, in denen die Waffen ruhten, nicht gelang, ein einheitliches deutsches Schulwesen zu schaffen.

Auch der gegenwärtige Staat, der auf anderen Lebensgebieten die auf sein weltanschauliches Fundament ausgerichteten Reformen zum Teil unmittelbar der Machtübernahme folgen ließ, wartete fünf Jahre, ehe er zu einer Neuordnung des Höheren Schulwesens schritt, und gar sieben, ehe er für das gesamte Reichsgebiet gültige Richtlinien für die Erziehung und den Unterricht in den Volks- und Mittelschulen herausgab. Dies geschah nicht aus Uninteressiertheit am deutschen Schulwesen, sondern in der klaren Erkenntnis, daß allen nationalsozialistischen Schulreformen die Heranbildung des nationalsozialistischen Lehrers vorangehen muß. Denn alle Reformen und Richtlinien bleiben ein totes Gesetz, wenn nicht die lebendige, sie und den Staat bejahende Lehrerpersönlichkeit ihre Durchführung als heiligste Pflicht empfindet und mit dem zu ihrer Durchführung nötigen Rüstzeug versehen ist.

So geschah es, daß im Februar des vergangenen Jahres, also mitten im Kriege und unmittelbar vor den kühnsten und erfolgreichsten militärischen Operationen, die die Welt je sah, eben durch jene „Richtlinien" der erste Schritt zur Reform d e r Schule getan wurde, die während der ersten vier Schuljahre alle, während der späteren jedoch nahezu 95 Prozent aller deutschen Kinder durchlaufen, die also schlechthin d i e Erziehungs- und Bildungsstätte des deutschen Volkes ist.

Jenem ersten Schritt ist, abermals mitten im Kriege, mit der gleichen Sicherheit in diesen Tagen der zweite gefolgt, die N e u o r d n u n g d e s S c h u l j a h r e s. Und nur wer bedenkt, daß durch diese Reform die Tradition von Jahrhunderten durchbrochen und nicht nur der Jahresablauf des Schülers, sondern mit ihm der in den Familien und in der Wirtschaft neu und entscheidend anders gestaltet wird, vermag die Tragweite dieser Entscheidung zu bemessen. Zugleich aber auch die Zuversicht unserer Staatsführung in die Kraft unseres Volkes, dem unbedenklich neben seinem mit der Waffe in der Faust geführten Daseinskampf die Neuordnung seines geistigen Lebens zugemutet werden kann. Wo ist ein Volk auf dieser Erde, das Gleiches könnter!

„D a s S c h u l j a h r b e g i n n t i m H e r b s t!" so lautete eine Schlagzeile der Zeitungen am 12. Januar dieses Jahres. Und für die Situation, in der diese Regelung für das gesamte Reich bekanntgegeben wurde, ist es bezeichnend, daß die gleichen Zeitungen unter Görings Parole „R ü s t e n u n d k ä m p f e n!" — auch als Schlagzeile gesetzt — standen.

Auf den ersten Blick scheint hier wirklich Letztes und Entscheidendstes (Görings Parole) und eine Verwaltungsmaßnahme (die Neuordnung des Schuljahres) ohne Berechtigung in die gleiche Bedeutungsebene gesetzt zu sein. Bei näherer Betrachtung jedoch wird uns ein innerer Zusammenhang dieses — ja zufälligen — Nebeneinanders deutlich. Um dies zu erkennen, ist notwendig, dem tieferen Sinn der behördlichen Maßnahme nachzugehen.

Daß sie nicht nur für die Jugend von einschneidender Bedeutung ist, haben wir schon festgestellt. Daß sie einem höheren, eine solche Maßnahme rechtfertigenden Ziele dient, ist gewiß. Und ebenso gewiß ist, daß dieses Ziel kein neues Experiment darstellt, das mit der Schule, an der seit dem Weltkriege wie sonst an keiner Stelle herumexperimentiert wurde, gemacht wird. Nein — bei der Festlegung des Schuljahrsbeginns auf den Herbst, genauer: nach den Sommerferien, handelt es sich um eine Maßnahme, die Leistungsmöglichkeit der Schule zu steigern.

Den Ruf nach einer leistungsstarken Schule hat man in den letzten Jahren oft vernommen, auch während der verflossenen Kriegsmonate, in denen die Erfolge unserer Wehrmacht den Lebensraum des deutschen Volkes ausweiteten und dem deutschen Menschen neue Aufgaben zuwiesen, die nur der körperlich, geistig und charakterlich bestausgerüstetste, andern Völkern überlegene Mensch zu erfüllen vermag. An die Jugend wurde die Forderung gerichtet, daß sie den „Frieden gewinnen", daß sie die Früchte des sicheren deutschen Sieges erhalten, vertiefen und unverlierbar gestalten müsse. Die Jugend dazu zu befähigen, darf keine Zeit verloren werden, ebensowenig, wie der Schule

die besten Möglichkeiten zu verschaffen, die ihr zugewiesene Aufgabe der Jugendertüchtigung zu erfüllen.

So die Neuordnung des Schuljahres als eine Möglichkeit der Leistungssteigerung unserer Schulen gesehen, stellt sie eine Weiterführung der Göring-Parole, ihr in der Zielsetzung durchaus verwandt, dar.

Die Neuordnung des Schuljahres wird wieder eine gewisse Unruhe in das Schulleben bringen. Die Beendigung der Schulzeit zum Ostertermin für die Schüler, die zu Ostern eingeschult wurden, wird in der Volksschule praktisch sieben Jahre lang in Erscheinung treten, und auch sonst noch werden die bei allen Reformen notwendigen Uebergangsbestimmungen das Bild in manchen Zügen uneinheitlich gestalten. Jedoch wird der Enderfolg die sich da und dort einstellenden Mängel aufwiegen.

Der Enderfolg wird zunächst eine Vereinheitlichung des Schuljahrsbeginns und Schuljahrsschluß in allen deutschen Gauen, einschließlich der durch die Ereignisse des letzten Jahres neu oder wieder zum Reich getretenen sein. Mit einem Schlage sind damit die Schwierigkeiten, wie sie wegen der verschiedenen Schultermine in Wehrmacht, Wirtschaft und Verwaltung bestanden, beseitigt. Daß die Vereinheitlichung jetzt und nicht erst nach dem Kriege erfolgte, erspart den neuen Gauen eine zweimalige Angleichung an eine deutsche Schuljahrsordnung.

Der Enderfolg wird ferner — und das ist für die Neuregelung das Entscheidende — in der zugunsten der Leistungssteigerung zweckmäßigeren Aufteilung des Schuljahres liegen. Das Schuljahr schließt mit den großen Ferien, die nun hinter dem Versetzungszeugnis und zwischen zwei Schuljahren liegen. Damit ist einer Erscheinung ein Ende bereitet worden, die jeder Lehrer kannte und fürchtete: Was er bislang mühsam in den ersten Wochen nach Schuljahrsbeginn den Kindern vermittelte, war von diesen während der langen Sommerferien restlos vergessen worden, so daß er eigentlich mit dem Jahrespensum zweimal beginnen mußte. Zumindest vergingen kostbare Wochen, ehe die Klasse wieder „im Schritt" war. Das fällt künftig fort. Nach den großen Ferien erst beginnt die neue Arbeit in der neuen Klasse. Und sie wird begünstigt durch die Tatsache, daß das Jahr dem Winter zugeht, in dem erfahrungsgemäß die Eindrucksfähigkeit der Kinder größer ist.

Auch ein weiterer Umstand verdient Erwähnung: Die langen Sommerferien, die etwa die Monate Juli und August ausfüllen — die übrigen Ferien liegen um die Feste und nur in den ländlichen Bezirken werden die Herbstferien beibehalten — werden in den meisten deutschen Gauen die sogenannten „Hitzeferien", denen bisher gerade nach den großen Ferien viele Unterrichtsstunden zum Opfer fielen, unnötig machen. Und wieder wird Arbeitszeit, die der Leistung zugute kommen kann, gewonnen.

Die neue Schuljahrsordnung bedeutet einen krassen Bruch mit einer Tradition. Und der Schule und dem Elternhaus wird es zunächst schwer fallen, sich an sie zu gewöhnen und sich völlig in sie hineinzudenken. Schmerzlich werden sie die diesjährigen ABC-Schützen empfinden, die voller Stolz und Erwartung dem diesjährigen Ostertermin entgegenfieberten, und die nun bis Ende August warten müssen. Weniger schmerzlich wird der Gedanke an die neue Regelung den andern Schülern, und unter diesen besonders denen sein, die mit gemischten Gefühlen der Osterversetzung entgegensahen. Ihnen wurde eine Gnadenfrist gewährt, eine einmalige, und eine letzte Chance, den verbummelten Anschluß zu gewinnen.

Die Schule und ihre Lehrer werden den bis Ende Juni hinausgeschobenen Schuljahrsschluß und Versetzungstermin als ein willkommenes Geschenk betrachten. Sie haben in der jüngsten Vergangenheit die ihr zur Verfügung gestellte Zeit manchen andern als nur schulischen Zwecken opfern müssen, weil es die Umstände verlangten. Die Einberufung von Lehrern zum Wehrmachtsdienst, die Heranziehung ganzer Schulklassen zur Erntehilfe und ähnlicher Beschäftigung machten es in vielen Fällen der Schule unmöglich, das erwünschte Pensum aufzuarbeiten. Jetzt bietet sich ihnen eine Gelegenheit. Und in Zukunft werden ihnen die drei großen, zusammenhängenden Schulabschnitte September bis Weihnachten, Weihnachten bis Ostern und Ostern bis Schuljahrsende jene notwendige Konzentration gewährleisten, ohne die weder dem Lehrer, noch dem Erzieher Erfolg beschieden ist, und ohne die sie ihrer für den Staat und seinen Bestand so bedeutungsvollen Aufgabe, den künftigen, leistungsstarken Staatsbürger heranzubilden, nicht nachzukommen vermögen. Die langen Sommerferien werden dem Lehrer neben der Gelegenheit, sich zu erholen, auch die Möglichkeit der Fortbildung bieten, wie sie von ihm schon immer und in den letzten Jahren in der zeitgemäßen Form des Lagers als notwendige Ergänzung seines Dienstes an dem Staat und seiner Jugend betrachtet wurde.

Es ist zu erwarten, daß die Jugend während der langen und nun erst recht unbeschwerten Ferien sich nicht selbst überlassen bleibt. Ohne Ueberschneidungen der eigenen Dienstzeiten mit denen der Schule befürchten zu müssen, Ueberschneidungen, wie sie bislang nur durch gegenseitige Abmachungen vermieden wurden, kann und wird während der Sommerferien die Hitlerjugend unbehindert ihren Sonderaufgaben gerecht werden, und die Freizeit der deutschen Jugend in der ihr gemäßen Art und mit den ihr gemäßen Mitteln erzieherisch gestalten. Auch an dieses Moment ist zweifellos bei der Neuregelung des Schuljahres gedacht worden, die ja in ihrer Summe auf die Erziehung und Ertüchtigung des werdenden deutschen Menschen ausgerichtet ist.

Mitten im Kriege wird diese Neuregelung als ein Teilgebiet einer zukunftsgestaltenden Schulreform in Kraft gesetzt. Nur ein kleinlicher Nörgler wird den Zeitpunkt vermessen nennen, weil er nicht erkennt, daß hierdurch etwas geschieht, das dem deutschen Erziehungswesen, insbesondere aber der deutschen Schule die Weltgeltung erhalten will, deren sie sich immer erfreuten, und die sie behalten müssen, wenn Deutschland die ihm von der Vorsehung sichtbarlich übertragene europäische Sendung erfüllen will.

Martin Schumacher

Der Volksgemeinschaft Pflicht!

Wohl ist es leicht, zum Volk sich zu bekennen,
wenn es zu stolzer Feier sich vereint,
wohl ist es einfach, Deutscher sich zu nennen,
wenn ungetrübt des Glückes Sonne scheint.

Doch sollst du deines Volkes auch gedenken
im stillen Alltag, wenn kein Jubel lockt,
wenn sich die grauen Nebel niedersenken
und Sorge droht, daß sie dein Herz verstockt.

Sollst Bruder sein, mitsorgen für die Armen,
daß ihnen wird wie dir der Tisch gedeckt.
Der Volksgemeinschaft Pflicht, nicht leer' Erbarmen
sei deinem Opfer stets als Ziel gesteckt.

Millionen fielen, daß wir heute leben;
viel hundert starben für das neue Reich.
Denk' stets daran, was wir auch immer geben,
nie kommt es diesem letzten Opfer gleich!

Kurt Neelsen

Wir helfen bei der Schularbeit

Die Schulversetzung steht vor der Tür! / Von Lehrer Willy Kranz

Um das Rechnen mit Dezimalbrüchen abzuschließen, beschäftigen wir uns heute noch mit folgenden Abteilungen:

1. *Vervielfachen und Teilen mit 10, 100, 1000 usw.*
2. *Zusammenzählen.*
3. *Abziehen.*
4. *Malnehmen.*
5. *Teilen.*
6. *Dezimalbrüche und gemeine Brüche in Verbindung.*

Zu 1. Wir schlagen unser Rechenbuch auf! Baue dir selber eine Zahlentafel!

	a	b	c	d
1	5,174	0,75301	18	3,9
2	8,46	0, 005	348	4,01
3	0,038	0, 10	48200	0.1

a) Vervielfache die Zahlen der Reihen 1, 2 und 3 mit 10, 100, 1000 usw.
b) Teile die Zahlen der Reihen a, b, c und d durch 10 000, 100 000 usw.

Wir erinnern uns der Aufbaugesetze unseres Zahlensystems:

Einmal: Eine Ziffer gilt in jeder folgenden Stelle nach *links* immer *das Zehnfache* wie vorher! —

Zum andern: Eine Ziffer gilt in jeder folgenden Stelle nach *rechts* immer *den zehnten Teil* soviel wie vorher! —

Wir wissen, daß das Komma in der Dezimalbruchrechnung eine sehr wichtige Rolle spielt! Versetzen wir es an eine andere Stelle, so verändert sich auch sofort „automatisch" der Wert der Stelle! Wir kennen doch die Regel: *Wir vervielfachen eine Dezimalzahl mit 10, 100, 1000 usw., indem wir das Komma eine, zwei, drei usw. Stellen nach rechts rücken.* Dadurch rückt eben jede Ziffer im Zahlenaufbau eine, zwei usw. Stellen nach links! und gilt 10, 100 usw. mal soviel wie zuvor. 100 mal 0,5 = 50! (Fehlende Stellen erhalte ich durch Erweitern! Nullen sind hier wohlfeil!) Außerdem: Hinter jeder ganzen Zahl ohne dezimale Schreibung (50 = 50,0 . . .) denke ich mir rechts von den Einern das Komma! Die Ergebnisse unserer Zahlentafel wie überhaupt der gesamten ungelösten Aufgaben der heutigen „Rechenstunde" finden wir auf Seite 76 der „Elternwarte". — Beim Teilen ist es umgekehrt. Also: Wir teilen eine Dezimalzahl durch 10, 100, 1000 usw., indem wir das Komma eine, zwei, drei usw. Stellen nach links rücken. Dadurch rückt jede Ziffer der Dezimalzahl eine, zwei, drei usw. Stellen nach rechts, gilt also den 10., 100., 1000. usw. Teil soviel wie zuvor. 0,5 : 1000 = 0,0005! Zwar ist das „Nullenbesorgen" hier kein Erweitern — aber die Nullen helfen uns auch hier, wie wir eben gesehen haben! Das Versetzen des Kommas bei dieser Rechengattung hat doch eine großartige Wirkung, nicht wahr, ihr Jungen und Mädel? — Bei dieser Gelegenheit wollen wir uns aber auch vor Augen führen, wie ein Irrtum in der richtigen Handhabung der dezimalen Schreibweise ganz verhängnisvolle Folgen haben kann. 0,001 g und 0,01 g und 0,1 g verhalten sich wie $^{1}/_{1000}$: $^{10}/_{1000}$: $^{100}/_{1000}$ oder wie 1 zu 10 zu 100! Oder wie Milligramm zu Zentigramm zu Dezigramm! Es ist also wohl ein großer Unterschied, ob die einfache, zehnfache oder hundertfache Dosis (Menge!), sagen wir Morphium, in einer Medizin für einen Kranken enthalten ist. Dieses Gift spielt bekanntlich in der ärztlichen Heilkunst eine große Rolle. Irrt sich nun der Arzt beim Schreiben des Rezepts — 0,01 statt 0,001 z. B. — so kann unter Umständen eine zehnfache Dosis statt der angebrachten einfachen den Tod des Erkrankten zur Folge haben. Auch der Apotheker kann in die Lage kommen, durch einen Irrtum beim Lesen des Rezepts — der Arzt schreibt für unsere Begriffe meistens schwer lesbar („Doktorschrift") — ein Menschenleben auf dem Gewissen zu haben! An diesem Beispiel sehen wir, wie ungeheuer wichtig das Komma und im Gefolge die Nullen bei der Dezimalbruchrechnung sind. Es wird euch, Jungen und Mädel, nun einleuchten, warum wir in der Schule — und darum auch hier in unserer Rechenstunde der „Reichs-Elternwarte" — immer und immer wieder auf das Fundament, eine gediegene Grundlage, zurückgehen. Sagt nicht im achten Schuljahr erhaben und überheblich, was einstens schon in der Grundschulzeit bzw. kurz darnach gelernt wurde (Stellentafel!), sei „zu leicht" und deshalb nichts mehr für die „Großen"! Die Schul- und Lebenserfahrung beweisen so manches Mal das Gegenteil. So wollen wir uns — der Vollständigkeit halber — nun den vier Grundrechnungsarten in der Dezimalbruchrechnung zuwenden. Zuzählen und Abziehen bieten da keine Schwierigkeiten. Wir rechnen wie mit ganzen Zahlen, nur setzen wir Komma unter Komma! Dann kommen beim richtigen, genauen Untereinandersetzen der einzelnen Stellenwerte die Einer und die Zehntel und die Zehner und Hundertstel usw. dahin, wo sie nach unseren Zahlengesetzen hingehören. Also:

Aufgabe: 0,3 + 71,51 + 0,05 + 221,0 + 1,0009.
Ausrechnung:

```
      0,3
     71,51
      0,05
    221,0
+     1,0009
-----------
    293,8609
```

Beim Abziehen der Dezimalbrüche erweitern wir nach Bedarf, z. B. 6,09 — 5,00008 rechnen wir wie folgt:

```
  6,09000
— 5,00008
---------
  1,08992
```

Rechnet folgende Aufgaben: 0,8 + 1,010 + 0,00001 + 2,0 + 412,020; ferner: 2,3 + 0,10 + 1000123 + 0,0006; ferner: 2,9 — 0,1234; ferner: 80 — 0,8; 100 — 2,10 — 61,005 — 0,0004 — 1 — 0,1. —

Eine Abziehaufgabe, deren Vollzahl eine ganze Zahl (ohne Komma) ist, lösen wir so: Aufgabe 2 — 0,002.

Ausrechnung schriftlich:

```
  2,000
— 0,002
-------
  1,998
```

Wir haben die ganze Zahl dezimal geschrieben und erweitert! —

Malnehmen!

1. *Der Malnehmer ist eine ganze Zahl!*

Aufgabe: 8 . 0,3264; 9 . 0,00085.
Ausrechnung:

```
0,3264 . 8      0,00085 . 9
----------      -----------
2,6112          0,00765
```

Wir nehmen wie mit ganzen Zahlen mal. Dann setzen wir im Ergebnis das Komma so, daß rechts vom Komma soviel Stellen erscheinen, wie die dezimale Vollzahl dort Stellen hat. Also eine einfache Sache. Rechnet folgende Aufgaben: 5 . 2,014; 23 . 0,1; 136 . 21,04. —

2. *Der Malnehmer ist wie die Vollzahl auch ein Bruch!*

Aufgabe: 0,675 . 0,084.
Ausrechnung:

```
0,675 . 0,084
-------------
       2700
      5400
-------------
   0,056700
```

Was lernen wir hier? Wir vervielfachen Bruch mit Bruch wie ganze Zahlen. Vom Ergebnis trennen wir durch das Komma von rechts nach links soviel Stellen ab, wie beide Faktoren (Vervielfältigungszahlen) zusammen Dezimalstellen haben. Warum? Vergleichen wir 0,675 ($^{675}/_{1000}$) mit 675, so ergibt sich, daß wir das Einfache (die Zahl, die malgenommen wird), also 0,675, ins Tausendfache beim „Malnehmen wie mit ganzen Zahlen" gesetzt haben. Dasselbe ist mit dem Malnehmer 0,084 geschehen. Wir haben also zunächst ein Ergebnis erhalten, das 1000 mal 1000 = 1 000 000 mal zu groß ist. Wir gehen nun umgekehrt auf den 1 000 000. Teil zurück und haben so das richtige Ergebnis gefunden. Und wie teilen wir eine Zahl durch 10 oder eine Potenz von 10? (Siehe die Erklärung eingangs.) Potenz? — Wiederholen wir, was wir in der vorigen Nummer der „Reichs-Elternwarte" von der „Potenz" sagten: Die Potenz ist das Ergebnis beim Malnehmen *gleicher* Faktoren (Vervielfältigungszahlen). Lies nach! —

Teilen!

1. *Der Teiler ist eine ganze Zahl.*

Aufgabe: 0,5383 : 7.
Ausrechnung:

```
0,5383 : 7 = 0,769
  49
  --
   48
   42
   --
    63
    63
    --
     0
```

Wir teilen wie mit ganzen Zahlen. Ueberschreiten wir das Komma, so setzen wir es bei der Ergebniszahl auch.

Unsere Rechenstunde

Uebungsstoffe für das letzte Vierteljahr 5.–8. Schuljahr

2. Übung

2. **Der Teiler ist ein Dezimalbruch.**
Aufgabe: 891 : 0,9.
Ausrechnung:

$$\begin{array}{l} 8910 : 9 = 990 \\ \underline{81} \\ \quad 0 \end{array}$$

Andere Beispiele:

6,05 : 0,005 = 6050 : 5
0,3 : 1,500 = 300 : 1500
0,00001 : 0,04 = 0,001 : 4
1,5 : 0,0003 = 15 000 : 3

Wo liegt hier das „Geheimnis"?

Regel: Ist der Teiler ein Dezimalbruch, so verwandeln wir ihn in eine ganze Zahl. Im gleichen Maße ändern wir die zu teilende Zahl **ohne das Wertverhältnis** zueinander umzustoßen.

10 : 1 = 10
100 : 10 = 10
1000 : 100 = 10
10000 : 1000 = 10
100000 : 10000 = 10 usw.

Gibt es hier noch etwas zu erklären? Wir merken: Der Teiler ist immer eine ganze Zahl! Ist er es nicht, wird er dazu gemacht. Dabei spielt das Versetzen des Kommas wieder eine Hauptrolle. Siehe unsere Beispiele! — Rechne sie als Aufgaben!

Dezimalbrüche und gemeine Brüche in Verbindung.

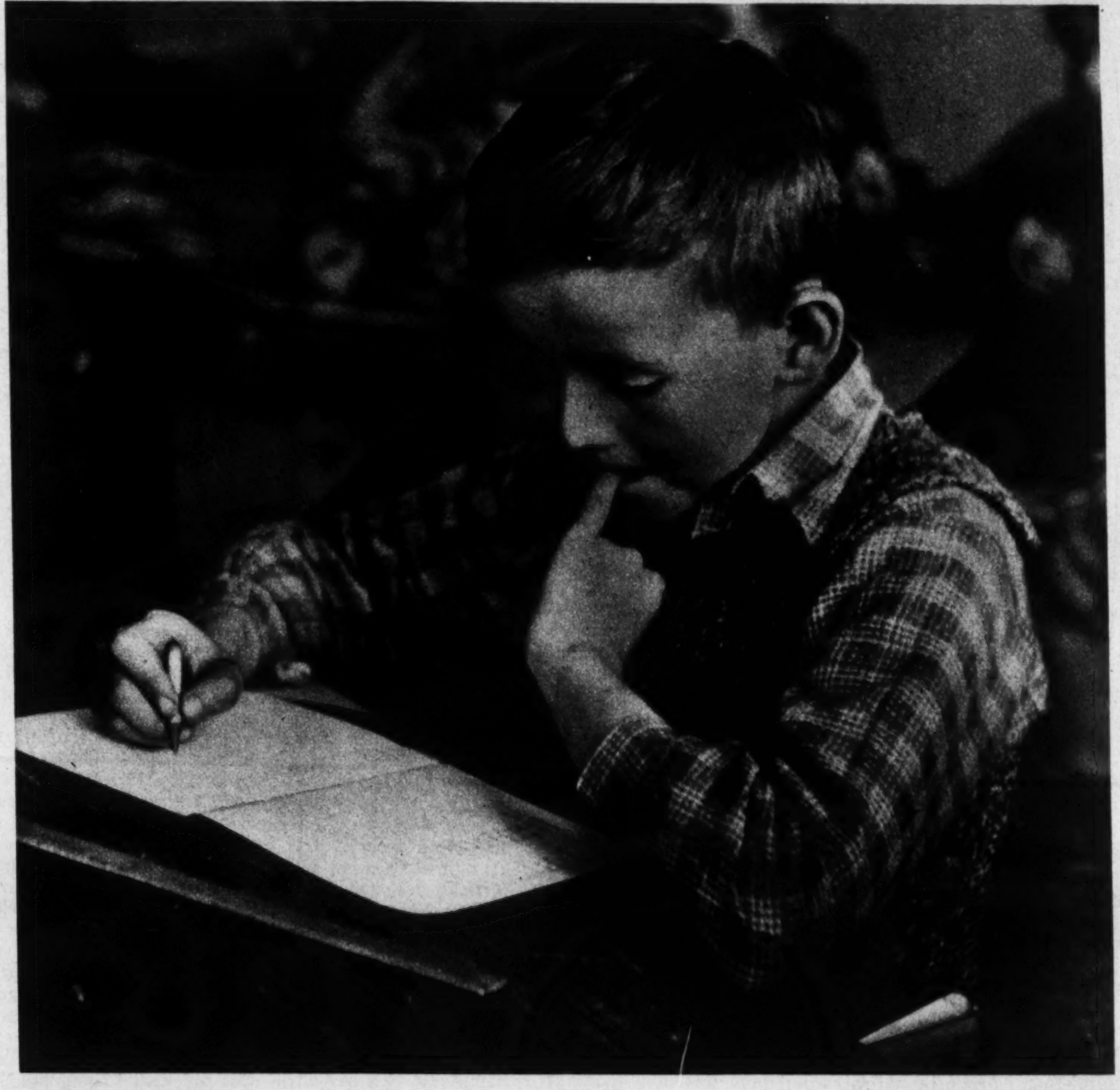
$\frac{3}{4}$ + 0,75 entweder $\frac{3}{4}$ + $\frac{3}{4}$ oder 0,75 + 0.75
0,40 — $\frac{1}{5}$ entweder 0,40 — 0,20 oder $\frac{2}{5}$ — $\frac{1}{5}$
$\frac{1}{8}$ · 0,6 entweder $\frac{1}{8}$ · $\frac{6}{10}$ oder 0,125 · 0,6
1,3 : $\frac{1}{2}$ entweder 1,3 : 0,5 oder 1$\frac{3}{10}$: $\frac{1}{2}$

Das Bequemste wählen wir hier. Die Hauptsache: Schnell und richtig zum Ziel!

Wie aber: $\frac{1}{7}$ + 0,15? Bedingung soll sein, nur mit Dezimalbrüchen zu rechnen! Wir verwandeln $\frac{1}{7}$ in einen Dezimalbruch wie folgt:

1 : 7 = 0,142857 . . . . abgerundet: 0,14
10
30
20
60
40
50
1

So, nun gute „Verdauung", ihr Jungen und Mädel! Für heute ist's genug. —



Schwierige Rechnung

Aufnahme: Walter Remmel

Abschied von der Schule

Gedanken zur Entlassung aus der Volksschule

Hinter vielen Jungen und Mädeln schließt sich in wenigen Monaten die Schultür zum letztenmal. Damit geht dann ein wichtiger Lebensabschnitt seinem Ende entgegen; ein Abschnitt, der vor allem gekennzeichnet war durch die körperliche, seelisch-geistige, sittliche und charakterliche Entwicklung und Entfaltung. In jenem Lebensabschnitt ist durch die bewußte pflegliche und erzieherische Behandlung der innewohnenden Keime und Anlagen der junge Mensch an die großen Kreise des Daseins herangeführt worden, die er nach ewigen Gesetzen vollenden muß. In diesen acht Jahren hat der junge Mensch vor allem i n n e r l i c h bedeutende Wandlungen erlebt. Als er zu Beginn der Schulzeit aus dem Elternhause kam, da kam er aus einer Sphäre, in der er der unbestrittene Mittelpunkt war. Schon in der ersten Schulzeit wurde diese egozentrische Haltung durch die langsame Anbahnung der Gemeinschaftsidee entkräftet, und ganz allmählich führte dieser Prozeß der inneren Reifung zum deutlich ausgeprägten Wir-Bewußtsein. Das ist nur e i n Ergebnis unter den vielen, die nun, nach beinahe vollendeter Schulzeit, den Grundstock bilden für die großen erzieherischen Aufgaben, die das Leben auch weiterhin für den jungen Menschen bereithält. In den acht Jahren Schulzeit ist weit mehr geleistet worden als nur die Erarbeitung der vorgeschriebenen Stoffmengen. Aus dem kleinen Kind ist eine manchmal schon recht ausgeprägte Persönlichkeit geworden, die nun, nach den langen Jahren der Vorbereitung, an der Schwelle eines neuen Lebensabschnittes steht.

Das Kind ist zum Jugendlichen herangereift, es ist erzogen und innerlich geformt worden durch Elternhaus und Schule; es ist erzogen worden durch die Gemeinschaft und durch das Vorbild Erwachsener; — es ist herangereift in der Stille und hat auch schon Bewährungen abgelegt, kurz — es hat seines Daseins erste Kreise schon vollendet.

Trotz der starken Bindungen an die Gemeinschaft, die gerade in den Jahren der Schulzeit von so überragender Bedeutung ist, ist aber doch die Eigenpersönlichkeit des jungen Menschen voll zur Entfaltung gekommen. Die p e r s ö n l i c h e W e s e n s p r ä g u n g ist durch die frühe Einordnung in die Lebensgesetze der Gemeinschaft an keiner Stelle gestört oder auch nur aufgehalten worden.

Der junge Mensch ist gewachsen nach seinen eigenen inneren Anlagen, nach seinen ureigenen Gesetzen und Möglichkeiten und hat in allen Entscheidungen seines bisherigen Lebens die eigenen Kräfte unbeeinflußt einsetzen dürfen. —

Die Entfaltung der persönlichen Wesensprägung ist ja gerade in unserm deutschen Volk besonders deutlich geworden. Aus dieser Vielgestaltigkeit ist doch erst die Ausprägung der Stammeseigenarten gewachsen, und aus ihr ist letzten Endes der innere Reichtum, die hohe Kulturschöpfung des deutschen Volkes geworden. Der Kollektivbegriff wird angesichts einer solchen inneren Hochentwicklung keinen Raum haben im deutschen Denken. Daß wir aber d e r G e m e i n s c h a f t dienen, daß wir das gern und freudig tun, ist das Ergebnis einer hohen geistigen Disziplinierheit, die eben nur den hochentwickelten, innerlich reichen Völkern zu eigen ist. —

Je mehr sich die Schulzeit nun ihrem Ende zuneigt, desto ernster und größer werden die Entscheidungen, vor die der junge Mensch gestellt wird. Ueber den bisherigen Pflichtenkreis hinaus gehen die Augen der Jungen nun doch schon über weitere Ebenen des Lebens, denn:

Hinter den letzten Schulmonaten erhebt sich nun schon immer deutlicher und bestimmter die Frage nach dem B e r u f.

Es mag auf den ersten Blick verwunderlich erscheinen, daß viele Jungen im letzten Schuljahre immer noch über ihren künftigen Beruf im unklaren sind und mitunter sogar im letzten Vierteljahr immer noch keine endgültige Wahl getroffen haben. Das braucht nun keineswegs der Ausdruck persönlicher Lässigkeit oder innerlicher Undiszipliniertheit zu sein, sondern in dieser Erscheinung zeigt sich eher der mangelhafte oder noch gänzlich fehlende Ueberblick über die Zusammenhänge des Lebens. Die geistige Reife steht noch nicht so hoch, daß sie die überragende Bedeutung der Berufswahl für das persönliche Lebensschicksal überhaupt zu ermessen vermag. Die Urteilskraft des jungen Menschen ist noch nicht ausgeglichen oder gefestigt genug, um die Ausstrahlungen des Berufes auf die wirtschaftlich-materielle Stellung des einzelnen zu erkennen; sie sieht noch nicht die enge Verflechtung des Berufes mit dem sozialen Schicksal und vor allem: der junge Mensch begnügt sich gerade bei der Wahl seines künftigen Berufes oft mit seiner persönlichen Neigung und beachtet weniger die E i g n u n g!

Man wird mir hier vielleicht entgegenhalten, daß es doch sehr schwer ist, wenn ein Mensch — und noch dazu ein j u n g e r Mensch! — seine Eignung erkennen und irgendwie messen soll. Das würde doch eine sehr sorgfältige Selbstbeobachtung und Selbstkritik und außerdem ein sehr sicheres und reifes Urteil voraussetzen. Das Urteil des jungen Menschen aber, der da kurz vor der Beendigung seiner Schulzeit steht, ist sehr unsicher und häufig sogar recht oberflächlich. Unsicher ist es namentlich auch aus den starken Strömungen und Erschütterungen der Reifezeit heraus, die gerade in dieser Zeit den ganzen Menschen erfaßt, oder die zum mindesten doch ihre Schatten deutlich vorauswirft. Wir wissen, daß die Reifezeit so stark werden kann, daß sie junge Menschen aus dem festgefügten Rahmen ihres bisherigen Lebens herausreißen und sie vor gänzlich neue Phasen und Abschnitte stellen kann. Vor diesen neuen Lebensgebieten stehen die jungen Menschen oft genug mit deutlichem Zögern; sie sehen plötzlich anders und fühlen plötzlich anders; sie haben die Stufe der Kindheit schon verlassen und sind doch noch keine Erwachsenen! Sie sprechen nicht mehr wie Kinder und sind doch des neuen sprachlichen Ausdrucks, wie ihn die Erwachsenen zu gestalten vermögen, noch nicht fähig. Sie haben die bisherige Welt verlassen und zur neuen noch kein rechtes Verhältnis gefunden, — kurz: sie sind in diesem Stadium der Entwicklung eigentlich ohne einen festen Platz, ohne das Bewußtsein der Geborgenheit in einem festen Rahmen. Und daher die innere Unsicherheit, die sich oft dartut in einer bestimmten Entschlußlosigkeit. Und gerade in diesem Zeitpunkt des inneren Reifens stellt das Leben eine der größten, ernstesten und bedeutendsten Fragen an den jungen Menschen: die Frage nach dem Beruf.

Nun wird es wohl kaum einen Menschen geben, der angesichts einer so ernsten Entscheidung nicht den Weg fände zu den Eltern, um mit ihnen zu beraten und nach jeder Richtung sorgsam abzuwägen. Das erste Motiv für die Wahl seines Berufes ist bei einem Jungen naturgemäß die persönliche Neigung. Eine solche innere Neigung ist häufig gefühlsmäßiger Natur und verzichtet sehr oft darauf, diese Stellungnahme mit allem Für und Wider zu untersuchen. Es ist für Großstadtjungen eine beliebte Sache, sich dem Beruf der Motorenschlosser, der Autofabrikation, der Flugzeug- und Maschinenindustrie zu verschreiben, d. h. in ihren E r z ä h l u n g e n und Darstellungen, die ja in jenen Jahren oft weit ab sind von sachlicher Behandlung. Es ist interessant, daß in den ersten Jahren der Reifezeit die Darstellungen der männlichen Jugendlichen oft mit einer blühenden Phantasie verbrämt sind, sich also streng gemessen nicht immer ganz an die Wahrheit halten. Und doch liegt hier keineswegs etwa ein pathologisches Lügen vor, sondern ein gewisses Geltenwollen, das den Zustand der inneren Unsicherheit überdecken soll.

Zu dieser inneren Bindung an die Welt der Motoren und Maschinen hat vor allem auch die Entwicklung des Sports beigetragen. Aber auch die stetige Steigerung der Leistungen unserer Motoren, die ja ganz besonders stark verdeutlicht

Drei vom Jahrgang 1927

Aufnahme: Hinrich Pundsack

wird durch die Unternehmungen der Wehrmacht, hat das Bewußtsein des Zukunftswertes gerade dieser Berufe bedeutend unterstrichen. Es ist überhaupt interessant, daß der persönlichen Neigung nach der stärkste Zustrom der Jungen zur Metallindustrie geht. Und hier erheben die Berufsberatungsämter ganz bestimmte Zweifel.

Die jahrelange Erfahrung hat die Berufsberatungsstellen zu der Ueberzeugung gebracht, daß die Eignung für die metallverarbeitenden Berufe doch wesentlich geringer ist, als es das Bild der gefühlsmäßigen Neigung nach außen hin zeigt. —

Wie schon zuvor gesagt, ist das Elternhaus also an den Entscheidungen der Jungen hinsichtlich des künftigen Berufes irgendwie beteiligt. Wie weit ein Vater die Neigung seines Jungen fördert oder sie eindämmt, das ist natürlich so allgemein nicht zu sagen. Für den Vater ist es nur oft eine ausgemachte Sache, daß es der Junge einmal besser haben soll, also nicht den väterlichen Beruf ergreift. Dieses „besser haben" heißt in vielen Fällen: ein höheres Einkommen sichern; in einzelnen Fällen steckt aber auch der Wunsch dahinter, den Jungen auf eine höhere soziale, gesellschaftliche Ebene zu stellen.

Ueberhaupt ist die Verdienstmöglichkeit bei der Berufswahl ein bedeutsamer Faktor, der aber die erforderliche Eignung auch wenig beachtet. Vielleicht ist das spätere Einkommen in vielen Fällen überhaupt das wesentliche Motiv zur Hinneigung zu einem bestimmten Beruf!

Ein kleiner Prozentsatz der Jungen, die nun in wenigen Monaten entlassen werden, bemüht sich um die kaufmännischen Berufe. Hier sind es oft die Schüler, die in den schriftlichen Leistungen wie überhaupt im allgemeinen Leistungsstand Ueberdurchschnittliches erreichen, — freilich sind auch hier einige Außenseiter unter den Bewerbern, die einen gewaltigen Respekt vor der praktischen Arbeit im Betrieb haben und den kaufmännischen Beruf für feiner halten. Die Jungen, die hier zum kaufmännischen Nachwuchs gehören, machen sich zumeist keinen Begriff davon, wie intensiv der Kräfteeinsatz hier zu geschehen hat, was heute zum Berufsbild des jungen Kaufmanns gehört. Daß es heute nicht mehr damit getan ist, je einen Kursus zur Erlernung der Kurzschrift und des Maschinenschreibens zu absolvieren, um damit die Qualifikation zum geistigen Arbeiter zu erlangen, bedarf wohl keiner näheren Ausführung.

Es ist ein Segen, daß sowohl die Berufsberatungsstellen wie auch die Behörden der DAF., die sich mit der Berufslenkung zu befassen haben, die Fragen des Kräftebedarfs und namentlich die Fragen der persönlichen Eignung als wesentlich bei der Berufswahl in den Vordergrund stellen. So wird das vermieden, was in den Jahren vor der Machtergreifung so häufig zu beobachten war: Ein Anstauen vielzuvieler Kräfte auf der einen Seite und ein Vakuum auf einer andern Stelle. In einem solchen Gefälle aber ist ein geordnetes Wirtschaftsleben nicht gut möglich.

Der Volksschüler, der oft genug zur Unterstützung seiner Eltern schon frühzeitig tüchtig mit zupacken muß, kommt im allgemeinen ziemlich schnell in die neue Lebensform der Lehr- und Ausbildungsjahre hinein. In den Jungen der Volksschule stecken so urgesunde vitale Kräfte, daß es nur der rechten Lenkung bedarf, um den Anforderungen der kommenden Jahre zu genügen. Der Umfang der Arbeit, die Fülle der Aufgaben — das ist von untergeordneter Bedeutung. Wo der zahlenmäßige Einsatz der Arbeits- und Berufskräfte nicht genügen sollte oder nicht erreicht werden kann, da muß die Organisation die Steuerung der Jugendlichen in die rechten Berufe gewährleisten. — Wenn wir von dem Tag der Schulentlassung auch nur noch wenige Monate entfernt sind, so ist doch eine tiefere Besinnung in diesen Fragen noch keineswegs zu spät. Es ist besser, daß hier klar gedacht wird — wenn es auch spät geschieht —, als daß ein junger Mensch aus unklaren gefühlsmäßigen Stimmungen heraus zu einem Beruf kommt, der nachher im Alltag nichts mehr von seinem idealen Gewande hat. Es ist bitter, Jahrzehnte hindurch an einen Beruf gebunden zu sein, der den Menschen nur wenig oder gar nicht ausfüllt. Die kommende Generation wird Aufgaben bewältigen müssen, wie sie wohl noch nie einer Jugend gestellt worden sind. Der erfolgreiche Einsatz der Kräfte aber ist erst dann gewährleistet, wenn diese Kräfte auch wirklich an den richtigen Plätzen stehen. *Heinz Dreger*

Deutsche k

Es hat eine Zeit gegeben — und sie liegt gar nicht so fern, daß wir uns ihrer nicht mehr erinnern könnten — da wußte das deutsche Volk innerhalb der Reichsgrenzen wenig oder gar nichts von den Volksdeutschen jenseits dieser Reichsgrenzen. Da wurde selbst in unsern reichsdeutschen Schulen in völliger Unkenntnis der wahren Sachlage gelehrt, daß allen Deutschen der beschämende Zug eigen sei, im fremden Land und unter fremdem Volk sein eigenes Volkstum zu verleugnen und so schnell wie möglich im fremden Volk aufzugehen. — Erst das Erwachen und Wiedererstarken des völkischen Bewußtseins im Reich weckte das Interesse für die größeren oder kleineren Volkssplitter, die das Schicksal einmal aus dem Vaterland in die Fremde geführt hatte. Und mit großem Erstaunen stellten wir fest, wie leichtfertig wir hier ein hartes Urteil über unsere Volksgenossen nachgesprochen und wie unrecht wir ihnen damit getan hatten. Sie sind zu allen Zeiten oft viel bessere Deutsche gewesen, als wir es waren, vor allem viel mehr

In den Verpflegungsstationen sind für
gerichtete Küchen vorhanden. Ebenso Ba
NS-Frauenschaft und Arbeitsmaiden de
nur erdenkliche Pflege zuteil werden la
Umsiedlerfamilien außerdem fehlende G

hren heim

ihres Volkstums bewußte. Sie haben vielfach Tag um Tag um ihr Deutschtum, um ihre Sprache, Sitte und Volksbräuche kämpfen müssen, haben Verfolgung, Not und Tod nur darum erleiden müssen, weil sie deutsch bleiben wollten. Und sie haben es getan, ohne dafür einen andern Lohn zu erwarten als den, der in dem Bewußtsein liegt, sich selber und seinem Blute treu geblieben zu sein.

ür Säuglings- und Kleinkindnahrung bestein-
Ba e, in denen NS-Schwester, Helferinnen der
den utschen Kindern aus der Dobrudscha jede
la In der Bekleidungskammer erhalten die
e G obe, so daß es ihnen an nichts mangelt.

Ihre Siedlungen wurden zu Burgen des Deutschtums im fremden Land und ihr Tun zu einer lebendigen Anschauung deutschen Wesens, das auch den widerstrebenden Gastvölkern Achtung abnötigte. Sie schufen und erhielten sich oft in jahrhundertelangen, nie ruhenden Kämpfen in der Fremde eine deutsche Heimat, die sie, gerade weil sie erstritten war, liebten, wie nur ein Mensch seine Heimat lieben kann.

Um so höher ist das Opfer zu bewerten, das diese Menschen bringen, wenn sie jetzt wegen eben desselben Deutschtums, um dessentwillen sie bisher die Heimat verteidigten, diese Hei-

mat aufgaben. An tausend und abertausend deutsche Familien im europäischen Osten ist im Rahmen der großen, durch die außenpolitischen Ereignisse der Gegenwart notwendig gewordenen Umsiedlung der Ruf ergangen, die Wahlheimat außerhalb der Reichsgrenzen aufzugeben und ins Vaterland zurückzukehren. Sie sind dem Rufe mit einer Selbstverständlichkeit gefolgt, die uns Fernstehenden kaum die Größe dieses Entschlusses ahnen und kaum den schweren Seelenkampf, der diesem Entschluß voranging, begreifen läßt. Und sie konnten dies wohl auch nur, weil ihr Deutschempfinden im dauernden Kampfe so erstarkt war, daß dagegen alle andern menschlichen Regungen zweitrangig wurden. Sie gehorchten einem Befehl, den ihr Blut bejahte, und gaben die liebgewordene Heimat um eines Versprechens willen auf, dem sie blindlings vertrauten.

Diesen Menschen jede nur mögliche Hilfe und Erleichterung bei der Durchführung ihres heldenhaften Entschlusses angedeihen zu lassen, war und ist für unseren Staat, der in ihnen eine Bereicherung seines deutschstämmigen und deutschfühlenden Menschenbestandes erblickt, eine selbstverständliche Pflicht. Daß dies nicht nur durch eine Beratung und Anleitung bei der Innehaltung der die Umsiedlung begleitenden Gesetzesvorschriften geschehen konnte, daß diese Hilfe vielmehr von einem Zug persönlicher Anteilnahme durchweht sein mußte, der ihnen den Abschied von der alten und den Weg in die neue Heimat erleichterte, ist gewiß. Es sind zum allergrößten Teil einfache Menschen, die die Wanderung in das Vaterland antraten, das ihre Altvorderen einst verließen, einfach in ihrer bäuerlichen Lebenshaltung und einfach im Denken. Ihnen sagt auch das schönste Wort nicht viel, die an ihnen getane Tat aber alles. Und zu dieser Tat hat sich in instinktiver Erkenntnis einer nur von ihr zu lösenden nationalen Aufgabe die deutsche Frau bereitgefunden.

Die Reichsfrauenführung hat ihre Helferinnen an die Landesgrenzen geschickt, um dort die Rückwanderer in Empfang zu nehmen. Und diese Helferinnen vermochten alsbald um jene deutschen Menschen, die die Heimat um des Vaterlandes willen aufgaben, jene einzigartige mütterliche Atmosphäre zu schaffen, die das Gefühl der Geborgenheit erzeugt und das Wissen, unter Freunden zu sein. Mitglieder der NS.-Frauenschaft und NS.-Schwestern nahmen sich der Rückwanderer an, besonders der Frauen, die sich von den Zufällen und Unbequemlichkeiten der Reise und von der neuen, ihnen unbekannten Umwelt vor Aufgaben gestellt sahen, die sie allein nicht meistern konnten. Es war vor allem die Sorge um die Verpflegung der Ihren, vor allem die Sorge um die Kinder, die sie bedrückten. Und daß gerade hier die Sorgen unberechtigt waren, daß gerade auf dem Gebiete der Kinderbetreuung die reichsdeutschen Frauen ihren volksdeutschen Schwestern jede nur denkbare Hilfe angedeihen ließen, das machte diese froh und schuf alsbald das Gefühl der Verbundenheit, aus dem Freundschaft unter den Menschen und Liebe zur neuen Heimat erwachsen.

Unsere Bilder zeigen Ausschnitte von der Betreuung der Heimgekehrten Dobrudschadeutschen. Sie sprechen für sich selbst und stellen doch keine Einzelerscheinungen dar. Alle Rückwanderer haben ein ähnliches Willkommen erlebt, allen wurde der Uebertritt in das Vaterland, dem ja der schwere Abschied aus der Heimat voranging und der von der heimlichen, menschlich so verständlichen Angst vor dem Ungewissen begleitet wurde, leicht gemacht. Das haben im vergangenen Jahre die Baltendeutschen und die Wolhyniendeutschen erfahren und das werden während der nächsten Wochen die Volksdeutschen aus Litauen erfahren, die vor der Heimkehr ins Reich stehen.

Das ist das Große an der neuen Zeit: Nie steht der deutsche Mensch im Zeitgeschehen allein. Ueberall strecken sich ihm helfende Hände, schlagen ihm helfende Herzen entgegen. Und die deutsche Frau erblickt mit schöner Selbstverständlichkeit in dieser hilfreichen Tat eine nationale Pflicht.

Aufnahmen: Liselotte Purper

Alte Leute

Dr. K. Weitzel

Es ist etwas Eigenartiges um alte Leute. Gar so gern unterhalte ich mich mit ihnen, und ich muß mir stets gestehen: es war keine verlorene Stunde. Da ist alles so abgeklärt, da spricht aus allem, was sie sagen, eine so ruhige Sachlichkeit, da erscheint alles so zurechtgerückt durch die Tatsachen des Lebens und durch tausenderlei eigene Erfahrungen, an deren Maßstab sie Menschen und Dinge messen. Ehrgeiziges Wollen und Streben, Selbstüberschätzung und das Bedürfnis, sich wichtig zu nehmen, von denen sich viele Menschen so ganz und gar beherrschen lassen, alle diese Dinge sind bei alten Leuten gewissermaßen abgestreift und überwunden. Man findet daher mit ihnen viel schneller innere Berührung, man vermag sich mit ihnen viel leichter zu verständigen, und die Möglichkeit eines geradlinigen Gedankenaustauschs ist hier viel eher gegeben.

„Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen und die Alten ehren!" — Die Ethik aller Völker der Erde stimmt in dieser Forderung überein. — Und mit Recht! — Man kann ja meist nur ahnen, was für eine Fülle von Kämpfen und Sorgen, von innerem Ueberwinden und seelischem Reifen unter dem weißen Haar des Alters aufgestapelt liegt! Man denke nur einmal an die seelische Bitternis jener furchtbaren Jahre der Inflationszeit, in der Tausende alter Leute verloren, was sie sich für ihr Alter gespart hatten! Wie achtlos gehen wir oft an diesen Tatsachen vorüber! Gewiß — jeder Mensch muß seine eigenen Lebenserfahrungen machen, und niemand kann die Erfahrungen der vorhergehenden Generation in Bausch und Bogen als bare Münze übernehmen, in deren Besitz er sich und sein Leben etwa gesichert glauben dürfte. Aber so manches Bittere, so manche Enttäuschung würde uns erspart bleiben, wenn wir da oder dort einmal nach dem Erfahrungsschatze des Alters fragen und auch diesen in unsere Berechnungen und in unsere Handlungsweise einschalten würden.

Alte Leute haben meist etwas Herzliches an sich. Das harmlos Menschliche, das so schnell Brücken zu den Herzen schlägt, bestimmt ihr Wesen und verbreitet ringsum in gleichem Maße Freude wie etwa die ruhige Heiterkeit des Kindes. Und mag in ihren Erzählungen oder Anschauungen auch einmal etwas Ueberholtes, Absonderliches oder gar Schrullenhaftes unterlaufen: man sollte darüber nicht überheblich lächeln, sondern lieber abwarten, bis man selbst so alt ist. Es ist begreiflich, daß alte Leute mehr und mehr nach innen leben und daher oft sehr still und zurückhaltend sind. In Gesellschaft aber pflegen sie geradezu aufzuleben, ganz besonders, wenn man sie einmal bittet zu erzählen und sie dann aus ihren Erinnerungen, aus guten und bösen Zeiten plaudern können, aus ihrer Kindheit, aus ihren Lebensschicksalen und von Jahren tapferen Entsagens und schweren Sichbescheidens. Solche Erzählungen haben doch auch viel Erziehliches an sich, nicht nur für die Jugend, sondern genau so für jeden, der zu hören und sich das Seine daraus zu entnehmen weiß.

An wie vielen Gräbern haben alte Leute schon gestanden, wie viele ihrer Mitmenschen, Freunde und Bekannte, Geschwister und eigene Kinder haben sie schon zu Grabe getragen! Ist es ein Wunder, wenn das Gefühl der Vereinsamung von ihnen Besitz ergreift und ihre Umgebung über Wortkargheit und mitunter mürrisches Wesen klagt? Und wie oft gesellen sich dazu noch körperliche Beschwerden oder Schmerzen, wie sie eben das Altern des ganzen Organismus mit sich bringt! Da ist es geradezu sittliche Pflicht, Rücksichten und immer wieder Rücksichten zu üben. Vor allem aber soll man die alten Leute teilhaben lassen an allen den kleinen Freuden des Lebens, so weit es nur irgend geht. Ein Besuch der Enkelkinder, ein paar Blumen, ein liebevoller Brief, für die Großmutter etwas Naschwerk, für den Großvater eine gute Zigarre oder Pfeife — es gibt ja tausenderlei, womit man in den Herzen der doch meist so bescheidenen alten Leute Freude entzünden und damit alle trüben Geister bannen kann.

Und noch eins: nichts empfinden alte Leute schwerer, als wenn sie sich ausgeschlossen fühlen von Berufsarbeit und Streben, von Erlebnissen und Interessen der Kinder und Enkel und ihnen damit zum Bewußtsein gebracht wird, daß sie zum „alten Eisen" geworfen sind. Nein, hier sollte die jüngere Generation wahrhaften Herzenstakt bewähren und Fragen und Anteilnahme der alten Leute nicht, wie das leider so oft geschieht, mit überlegener Handbewegung abwehren, sondern ihnen erzählen und berichten und ihr Interesse mit Geduld und Liebe lohnen.

Lehrerin für hauswirtschaftlichen Gartenbau

Die Bedeutung des Hausgartens für die deutsche Volksernährung und Volksgesundheit ist außerordentlich groß, viel größer, als man beim Anblick eines einzelnen Gartens wohl denken könnte. Auf dem Lande deckt der Bauerngarten, der Garten des Arzt- und Beamtenhaushalts, der Schulgarten des Lehrers, der mehr oder minder kleine Hausgarten oder des dörflichen Handwerkers meist den gesamten Familienbedarf an Gemüse, soweit es nicht feldmäßig angebaut wird, an Beeren- und Buschobst, an Würzkräutern und selbstverständlich auch an Blumen. Zugekauft wird hier nur wenig oder nichts. Man muß sich einmal klar machen, was das an Nährwerten und vor allem an Mineralsalzen, Vitaminen und anderen Wirkstoffen bedeutet! In den Stadtrandsiedlungen der großen und der mittleren Städte spielt der Hausgarten beinahe die gleiche Rolle, ja er wird zum Teil noch viel intensiver und liebevoller bewirtschaftet: sicherlich nicht „rentabel" im kaufmännisch-rechnerischen Sinne, aber dafür weitaus nützlicher und segenbringender für die ganze Familie, die hier neben einer beträchtlichen Nahrungs- und Vitaminzufuhr die Gelegenheit zu einer gesunden Ausarbeitung und Ausgleichsgymnastik erhält. Dazu kommt der unschätzbare seelische Wert der tätigen Naturverbundenheit, die dem Städter, vor allem dem Großstädter sonst völlig verlorenginge. — In den kleineren Städten wird die wirtschaftliche und ernährungspolitische Bedeutung des Hausgartens sicherlich geringer sein, aber sie ist noch immer groß genug, den Hausgarten auch hier als eine sehr wesentliche Quelle für Gesundheit und Wohlbefinden anzuschauen. „Aus unserem eigenen Garten" schmeckt es eben doch am besten! Und das ist nicht einmal eine bloße Einbildung des Besitzerstolzes: tatsächlich kann man Salat, Kräuter, Radieschen und manches empfindliche Gemüse niemals so frisch kaufen als aus dem eigenen Garten schneiden.

Die Seele jedes deutschen Hausgartens aber ist die Frau. Mag der Mann in seinen freien Stunden hier auch noch so viel basteln und scharwerken, graben und hacken, mag er sogar viel lauter von seinem Garten *reden*; ohne die Frau und ihr liebendes Verständnis ist der schönste Hausgarten tot oder wenigstens krank. Und wiederum wird bei der engen Beziehung, die der Hausgarten zur Küche, zur häuslichen Gesundheitspflege, zur Heimkultur hat, das Interesse der Hausfrau am besten durch die andere Frau angeregt, die sachverständig das Gärtnerische beherrscht und dabei das Häusliche, das Familienhafte mitsieht. Aus dem Streben, dem deutschen Hausgarten zu seinem vollen Rechte zu verhelfen, aus dem Bedürfnis nach sachkundiger Beratung und Belehrung gerade auch in Fragen des Hausgartens ist seit einiger Zeit ein sehr aussichtsvoller und vielseitiger Frauenberuf entstanden: der der Lehrerin für hauswirtschaftlichen Gartenbau. Er ist unter den vielen Möglichkeiten, die der Gärtnerberuf auch den Frauen offen hält, der für die Frauen ohne Zweifel geeignetste. Er ist körperlich leichter als der einer Gärtnerin im Erwerbsgartenbau und kommt auch den hauswirtschaftlichen, den pflegerischen, den erzieherischen Fähigkeiten der Frau besonders entgegen.

Zuvor ist zu sagen, daß die künftige Lehrerin für hauswirtschaftlichen Gartenbau gelernte und vollausgebildete Gärtnerin sein muß. Die körperliche Erleichterung, von der eben gesprochen wurde, hat also nichts mit einem minderen fachlichen Wert oder etwa mit einer sogenannten „Schmalspurausbildung" zu tun. Im Gegenteil. Man verlangt von der Berufsanwärterin ein Zeugnis über die abgeschlossene Mittelschule oder über den erfolgreichen Abschluß der 6. Klasse einer Höheren Schule. Volksschülerinnen, die sich den nötigen Wissensstoff privat erarbeitet haben, können ihre Schulvorbildung durch die bestandene Aufnahmeprüfung in die Oberklasse einer Landfrauenschule nachweisen. Ferner muß die Anwärterin ihre gärtnerische Lehrzeit mit der bestandenen Gehilfenprüfung abgeschlossen haben. Ja, die künftige Lehrerin muß sogar eine *vierjährige* praktische Tätigkeit in der Gärtnerei (die Lehrzeit eingerechnet!) nachweisen können. Dazu wird noch weiter von ihr verlangt, daß sie, mindestens durch ein Jahr hindurch, eine staatlich anerkannte gärtnerische Fachschule (Oberklasse) erfolgreich besucht hat. Interesse für hauswirtschaftliche Betätigung ist notwendig, daher ist eine bereits vorhandene hauswirtschaftliche Praxis erwünscht.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß für diesen Beruf nur ausgesucht gute Kräfte in Frage kommen. Sie haben nach Abschluß ihrer Sonderausbildung ein sehr vielseitiges Arbeitsfeld vor sich und sehr gute Aussichten. Trotz der für sie fortfallenden schweren Muskelarbeit stellt aber ihre Arbeit auch allerhand körperliche Anforderungen an sie, so daß schwächliche Mädel nicht dafür in Betracht kämen. Doch sie würden ja schon in der Gärtnerlehre ausscheiden müssen. Wenn für die Aufnahme in die Sonderausbildung ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis ausdrücklich gefordert wird, so ist dazu zu sagen, daß die Anstrengung des Lehrers und der Lehrerin beim Unterricht nicht unterschätzt werden darf; auch verlangt ja die Beratungstätigkeit, die vielfach mit zum Beruf gehört, eine gewisse Wetterfestigkeit.

Ihre Sonderausbildung erhalten die jungen Gärtnerinnen im Seminar für hauswirtschaftlichen Gartenbau in Berlin-Dahlem. Der Lehrgang dauert ein Jahr und schließt mit einer Prüfung ab, nach der die neue Lehrerin unmittelbar (d. h. ohne Probejahr) anstellungsfähig ist. Eine eigentliche gärtnerische Fortbildung erfahren die Schülerinnen am Seminar natürlich nicht mehr; sie müssen sich aber mit ihren Erfahrungen und Gewohnheiten, die aus dem großräumigen Erwerbsgartenbau stammen, nun auf den kleinräumigen Hausgartenbau umstellen, was immerhin einige Zeit dauert. Das Wichtigste an dieser Umstellung ist die stetige Verbindung mit der Hauswirtschaft und ihrem Verbrauch; daher spielt die Ausbildung im Zubereiten von Speisen, im Konservieren, in der Ernährungslehre usw. eine besondere Rolle. Die späteren Beraterinnen müssen ja auch hier alles praktisch vorzeigen können. Daneben wird Nadelarbeit und Gymnastik betrieben. Die Lehrerinnen sollen in ländlichen Schulstellungen, in denen hauptamtliche Fachkräfte für solche Nebenfächer oft fehlen, in der Lage sein, den Unterricht, sei es in der Nadelarbeit, sei es in der Gymnastik, mit zu übernehmen. Im Theoretischen liegt der Hauptton auf einer gründlichen nationalpolitischen und pädagogisch-didaktischen Schulung, ohne die ja kein Lehrerberuf möglich wäre. Lehrproben und praktische Mitarbeit an einer ländlichen Berufsschule für Mädel, an einer Landfrauenschule, an einer Gartenarbeitsschule, vielfache Besichtigungen schließen die sehr vielseitige und interessante Seminarausbildung ab.

Die Lehrerinnen für hauswirtschaftlichen Gartenbau haben zunächst, in ihrem Sonderfach, die Lehrbefähigung für ländlich-hauswirtschaftliche Lehranstalten, für Gärtnerinnenschulen und für ländliche Berufsschulen; da viele dieser Lehranstalten nur vom Herbst bis zum Frühjahr Lehrgänge abhalten, sind die Lehrerinnen im Sommer als Beraterinnen tätig. Außerhalb einer solchen vor allem lehrenden Tätigkeit können diese gärtnerischen Sonderfachkräfte aber auch für die Siedler- und Heimstättenberatung ausschließlich angestellt werden: vom Deutschen Frauenwerk (Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft) oder von einer Kreisbauernschaft des Reichsnährstandes. Je nach der persönlichen Eignung und Neigung werden sich die jungen Lehrerinnen also in der verschiedenartigsten Weise, dazu noch in den verschiedensten deutschen Landschaften betätigen können. Um Arbeits- und Anstellungsmöglichkeiten überhaupt brauchen sie wirklich keine Sorgen zu haben; die sind auf lange hinaus in reichlicher Fülle vorhanden.

Hans Hajek

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von E. Wölmberg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1940 by Friedrich Stollberg Verlag, Merseburg a. d. Saale

In der vierten Morgenstunde trat aus dem schlafenden Hause als erster der Hausherr selber, der Müller, Bauer und Kirchendiener Franz Kosiol, der in der ganzen weiten Runde einfach der Franzek hieß, weil alle ihm gut waren. Er schritt höchst behutsam über den Hof, denn viel Stroh lag herum, das vom Tau noch naß war, und allerorten schimmerten Kleckse von Gänsen, Enten und Hühnern. Er aber trug, mitten in der Woche, die Festtagspantoffeln, die seine Klara grün und feuerrot bestickt hatte.

Hektor, der altersschwache, gute, dumme, knickebeinige Hund trottete herbei, um seinen dicken Kopf am vielgeliebten Herrn zu schrubben, aber Franzek wich zurück und rief: „Mein Jesus, ich hab' ja schon die Kirchenhosen an, dummer Kerl!" Der Hund schämte sich und glotzte so voll Greisenschwermut, daß Franzek ihn trotz seiner feinen Hose an sich drückte und ihn kraulte und zu ihm sprach: „Na, komm schon, komm schon! Hast ja gewiß heut noch nichts Fettes gefressen, aber du wirst noch genug Fettes fressen heut, ein Hochzeitsmahl wirst du kriegen, weil die Klara Kosiol eine Klara Mazuga wird, Gott segne sie!" In Hektors einzigem Auge glomm dösige Dankbarkeit; das zweite Auge hatte ihm Klara, als sie noch klein und dumm war, mit einem Kiesel ausgeworfen. „Heul' nicht etwa, alter Onkel Triefauge", sagte Franzek gerührt, „es ist nichts zu heulen, sie geht ja nicht aus dem Hause, aber der Joseph Mazuga, der setzt sich herein. Er hat sich keinen zerrupften Vogel gefangen, er setzt sich in kein altes Nest." Kosiol war schon seit acht Tagen immer so leicht gerührt, wie es sich ja auch schickt, wenn die einzige Tochter Hochzeit machen soll.

Herr und Hund spazierten dem Tore zu. Es war kein gewöhnliches Tor, nicht wie bei vielen Bauern einfach ein Pfosten rechts und einer links und dazwischen die aus Brettern zusammengehauenen Flügel, sondern eines mit einem richtigen Bogen, und wer bei Wolkenbruch darunter trat, den traf kein Tropfen. Das Holz war schon so schwarz wie Weizenerde, Franzek hatte es niemals anders gekannt. Oben wuchs üppiges Gras und blühten Blumen, ja, ein Johannisbeerstrauch gedieh in der Höhe und trug alljährlich Frucht für die Spatzen.

Einmal, als Klara noch klein und dumm war, hatte sie die kleine Ziege über die Leiter zum Tor hinaufgezerrt, und die dumme, kleine Ziege hatte zuerst gemeint, es sei der Ziegenhimmel da oben, so süß schmeckten die Gräser des besonnten Tores, aber als sie satt war, konnte sie nicht mehr herunter und jammerte wie ein krankes Kind, und die Klara stand im Hof und jauchzte, denn sie war eine Tierquälerin, als sie noch klein und dumm war. „Sie ist ein Biest", lachte Franzek stolz und stopfte sich die erste Pfeife, „sie ist nicht dumm, sie hat's hinter den Ohren, und rosig ist sie und vorn und hinten rund."

Er hätte gern gewußt, ob Klara und Joseph bis heut „gewartet" hatten; es war nicht herauszukriegen, denn man konnte sie nicht fragen, und sie würden von selber nichts sagen, Gott verhüte, daß sie so schamlos wären, davon zu reden. Franzek war ein frommer Mann und sogar freiwilliger Kirchendiener ohne Gehalt, aber er wußte, daß der Mensch nicht völlig ohne Sünde leben kann, und deswegen hat ja Gott das Sakrament der Beichte gestiftet, auf daß die armen Sünder nicht verzweifeln müssen, sondern bekennen und wieder rein werden und nach der Beichte ein Glas Bier trinken können, ach, ein Glas Bier, wie es nur einem Frommen schmecken kann, der von aller Schuld gereinigt ist und, wenn er auf der Stelle sterben müßte, höchstens ins Fegefeuer käme.

Franzek und Hektor standen vor dem Tor, und vor ihnen breitete sich das Land, wo man sie beide kannte und ehrte. Dreißig Schritte zur Linken stand die Mühle, die sich heut nicht rühren sollte, weil Hochzeit war. Dicht vor dem Tor zog die Landstraße aus dem Dorf herauf, und dreißig Schritte zur Rechten gabelte sie sich, so daß die eine Gabelzinke nach Gleiwitz zeigte, die andere nach Ratibor. Großvater Kosiol, der erst vor zwei Jahren gestorben war, vielleicht hundert Jahre alt, vielleicht gar mehr, vielleicht auch nur achtundneunzig, er wußte es nicht genau, der hatte den Platz für Hof und Mühle meisterlich ausgesucht, auf dem einzigen Hügel mitten in einer Quadratmeile ebenen Landes; ein Bauer, der sein Korn nicht zu Kosiols Mühle fuhr, konnte nur ein Idiot sein.

Er lächelte voll Liebe der Landschaft zu, den Kartoffel- und Kornfeldern, den einzelnen Birken und der einsamen Eiche, der Kirche und ihren drei Dörfern, die er aus Versehen immer noch bei ihren polnischen Namen nannte, obwohl sie seit einiger Zeit schöne deutsche Namen trugen, und obwohl er wahrlich, wahrlich, wahrlich ein Deutscher war. Und er lächelte bis zu den Wäldern des Herzogs von Ratibor hin, die sein Heimatländchen im Kreise umhegten, und dachte: „Heut wird auf den Feldern nichts los sein, aus allen Ecken werdet ihr zum Kosiol kommen, zum Gutessen und Guttrinken. Heut ist zwar nur ein Dienstag, und in der Kirche wird ein Hochamt sein, weil Klara Kosiol Frau Mazuga wird."

Er lachte voll Behagen.

Noch glitzerte der Tau, und im Acker Woitineks, der sogar bei der Arbeit den Schnaps nicht ließ und wohl die leere Flasche an einen Stein geschmissen hatte, glühte ein Scherben so stark, daß sein Brennen fünfhundert Meter weit wehtat. „Ja, haha!" lachte Franzek. „Ja, solche Scherben!"

Solche Scherben hatte Klara, als sie noch klein und dumm war, für Edelsteine gehalten und war auf kleinen, dreckigen Beinchen gar oft über die Stoppeln gelaufen, bis sie vor ihrem Diamanten stand, den der Teufel oder seine Großmutter höhnisch in Glas verwandelt hatte. „Haha, jetzt ist sie zweiundzwanzig alt, ihre Beine sind immer sauber, und nicht auf Woitineks Acker braucht sie Edelsteine zu klauben, denn vom Vater hat sie manchen echten und auch ein goldenes Ührchen, das man kaum ticken hört, und ein goldenes Kreuz an goldener Kette." Einmal kam Hochwürden Globisch und sagte: „Franzek, deine Tochter putzt sich zu sehr, das ist Gefallsucht und Prahlerei und ist Sünde." — „Mein Jesus, Herr Pfarrer", antwortete Franzek, „das soll Sünde sein, wo es doch bloß Vorsicht ist? Solche Sachen, Herr Pfarrer, sind wertbeständig, ich putze die Klara ja nur wegen Inflation, das ist der Witz!" Und der Pfarrer sah es ein und lobte Franzeks tüchtigen Verstand, und Klara funkelte auch weiterhin im Gottesdienst, und nur zur heiligen Kommunion ging sie immer schlicht wie ein armes Kind. Auch heut wollte sie schlicht gehen, in schwarzer Seide freilich, aber ohne Edelsteine und Gold.

Franzek ging langsam zur Mühle hinüber, wo seine fünf Gesellen noch schliefen. Noch gar nichts rührte sich, und sogar den Johann, den man den Schnarcher nannte, konnte er nicht hören, so dick waren die Mühlenwände. Da nahm er einen riesigen Stein und warf ihn übermütig gegen die Bretter. Von innen kam ein Laut wie ein Stöhnen oder ungeheures Gähnen, dann rasselte eine Weckeruhr. Franzek freute sich, weil er mit zweiundsechzig noch so stark war, aber plötzlich dachte er verdrossen:

„Stark? Ja, Quark!" Einen einzigen Jungen fertiggebracht, der war im Kriege gefallen, dann noch fünf Mädels gemacht, die waren gestorben, und nur das sechste, das letzte, lebte noch, das war die Braut.

Er gedachte also auch an diesem funkelnden Tage des Sohnes und stand verfinstert vor seiner Mühle, denn wenn er des Sohnes gedachte, entsann er sich auch seiner seltsamen und furchtbaren Sünde, die zwar schon längst gebeichtet und verziehen war, und die er doch immer noch bereute. Das war so: im September 1918, als es sich schon gar nicht mehr lohnte, fiel sein Franz, so schön wie jetzt die Klara, so stark wie der Vater schon damals, und der Alte brauchte jemanden, den er aus Schmerz und Zorn verfluchen konnte. Da aber Gott zu verfluchen nicht möglich war, verfluchte er die Preußen, und als es darum ging, ob das Land preußisch bleiben oder polnisch werden sollte, und deutsche Freischaren gegen polnische Aufständische schossen, nahm Franzek Rache für den gefallenen Franz, bemalte einen Mühlenflügel mit weißer Farbe, weil auch der polnische Adler weiß war, und ließ ihn nach dem Walde zeigen, wo die Deutschen standen.

Es war achtzehn Jahre her, es war gebeichtet, verziehen und mit einer Wallfahrt nach Annaberg und tausend Vaterunsern gebüßt, aber Franzek stand im frohen Julimorgen totenbleich und wischte sich kalten Schweiß von der Stirn. „O Jesus, Jesus, was war ich für ein schwarzes Schwein!" Die dummen Polen hatten gottlob den weißen Mühlenflügel nicht beachtet, sie waren gerade nach der andern Seite marschiert und ganz genau in eine Falle, gottlob! Und noch am glei-

chen Tage hatte Gott mit lauter Stimme also zu ihm gesprochen:

„Franzek, was hast du getan? In Breslau, beim Infanterieregiment 11 hast du gedient, für Deutschland hast du geschworen! Deutschland liegt im großen Jammer, und du willst's verraten, weil dein Sohn gefallen ist? Franzek, Franzek, ich habe meinen Sohn hingegeben, daß er am Kreuz für euch alle sterbe. Geh hin und wische das Judaszeichen vom Mühlenflügel, sonst soll dir dein weißestes Mehl zu Ruß werden immerdar!"

Am gleichen Tage noch strich er den weißen Flügel mit der Farbe des Todes und der Nacht, und am nächsten Tage bot er seine Dienste als Kirchendiener an und verlangte kein Gehalt. Seitdem hatte er an keinem Sonntag in der Kirche gefehlt, und immer hatte er die Glocke geläutet, die die Frommen dreier Dörfer zum Gottesdienst rief, aber er hatte sich eine eigene, schmerzensreiche Theologie geschaffen: er fürchtete, eine so gräßliche Sünde könne kein gewöhnlicher Pfarrer vergeben, allerhöchstens der Heilige Vater, oder von Gott selber müsse ein Zeichen kommen. Oh, oh, Gott hatte Zeichen um Zeichen gegeben, daß er noch zornig sei; die Mädchen starben eines nach dem andern, Sophie, Marianka, Hedwig, Bertha und die niedliche Katka mit ihrem silberblonden Haar. Einen zweiten Sohn versagte ihm der Herr, nur Klara lebte und ihre Kinder würden nicht Kosiol heißen. Oh, auf der ganzen, großen schönen Quadratmeile gab es keinen Kosiol mehr, wenn er selber erst dahin war.

Franzek weinte und merkte nicht, daß Johann, der Schnarcher, ihn sah. Er ließ die dicken Tränen laufen und mit ihrem Salz seine Backen beißen. „So was Verrücktes", sagte Johann zu den andern Gesellen, „er heult um die Klara, und sie bleibt doch im Haus!" — „Dummer Kerl", grinste Stanislaus, „er heult, weil sie morgen keine Jungfer mehr ist!" Aber Wilhelm, genannt Willusch, der schon viele Mädchen geliebt hatte, prahlte: „Wenn ich der Joseph Mazuga wär', dann wär' sie schon seit einem halben Jahr nicht mehr Jungfer!"

Franzek war schon weitergegangen, er schritt am Kartoffelfelde hin und trat durch das hintere Pförtlein in den Obstgarten. Als er dem Hause näher kam, schnüffelte er genüßlich. Ah, die Faulenzer waren aufgestanden, es duftete nach Kaffee, es duftete nach Feiertag, und als er in die Küche trat, sah er die hohe, weiße Kanne, und Veronika und Helene, die beiden Mägde, saßen nicht etwa behaglich beim Täßchen, sondern arbeiteten fleißig, wie's an einem Hochzeitstag früh fünf Uhr sich gehörte. Nur dann und wann taten sie stehend einen Schluck oder bissen ein Stück Streuselkuchen ab, im übrigen blieb jede hurtig bei ihrem Tun; Veronika schnitt gerollten Nudelteig in Fäden, und Helene zerschnitt schönes, saftiges, dunkelrotes Rindfleisch für den Hochzeitsgulasch. Franzek goß sich eine Tasse ein und nahm einen dicken Streifen Kuchen. „Was macht die Frau? Was macht die Braut?" fragte er mit vollem Munde. „Sind oben und beten", antwortete Veronika und begann sogleich zu schluchzen, und Helene salzte im gleichen Augenblick das Rindfleisch mit Tränen. Er wollte diese Heulerei für Unsinn halten, doch als er mit der Zungenspitze einen Streusel aus seinem Schnurrbart fischte, schmeckte auch der Streusel ein wenig nach Salz. „Na, na, na", sagte er mit gebrochener Stimme und wischte sich über die Augen, „sie bleibt ja wenigstens im Hause."

Um sich wieder zu stählen, öffnete er die Tür zur Vorratskammer, und wirklich, er war sofort wieder mannhaft, lachte

schallend und klatschte sich auf die Schenkel. „Ob's denn auch reichen wird, he?" lachte er und sah feurigen Blicks auf die Herrlichkeiten, die da hingen und standen und lagen: zwei ausgeschlachtete Schweine, zwei Kälber, ein halbes Rind, achtzehn Hühner, zwanzig Enten, natürlich schon gerupft und ausgenommen, zehn Mandeln Eier, ungerechnet die acht Mandeln, die gestern als Gabe für das junge Paar ins Haus gekommen waren, prachtvolle Schinken und Leberwürste und Zervelatwürste und die speckreiche, gepfefferte Kiolbassy, und in einer Ecke für sich allein ein ganzer Berg Würste, ach, die Würste, die es nur in Oberschlesien so herrlich gibt, die Krupnioki, die Graupenwürste. Und in zwei großen Tonschüsseln lagen rosig die feinsauberen Gedärme der Enten und warteten, daß man sie um die Entenbeine wickele und brate.

„Hahaha! Ich denke, es wird doch reichen!" lachte Franzek, tätschelte eine der nackten Enten, wog einen Schinken in der Hand und schnüffelte in den frischen, reinlichen Duft der geschlachteten Schweine und des Rindes. „Jesus, Mädels, habt ihr auch wirklich Töpfe und Pfannen genug?" fragte er, und seine Stimme zitterte geradezu. „Genug und genug", lachte Veronika, „gucken Sie bloß hierhin, Herr!" und sie öffnete eine zweite Tür, da standen sie fast bis zur Decke hoch ineinandergeschachtelte Pfannen. An viele war mit Draht ein Brettchen gebunden, drauf stand der Eigentümername, denn die Pfannen stammten aus drei verschiedenen Dörfern. Franzek las die Namen, und wenn er nickte, handelte es sich um eine besonders befreundete Familie, wenn er die Stirn runzelte, schuldeten ihm die Eigentümer noch Geld, aber bei zwei ganz blitzblanken Pfannen lachte er schallend heraus. Sie trugen in sehr schöner Schrift

den Namen Schablowsky. Er tippte leicht an die Brettchen, so daß sie schaukelten, und auch Veronika und Helene lachten verständnisinnig, ja, Helene erlaubte sich die Bemerkung: „Es ist ja wahr, die allerschönsten Pfannen hat die Frau Lehrer." — „Weil sie nie was drin zu braten hat", kicherte Veronika. Franzek drohte anstandshalber mit dem Finger, aber er sagte: „Sie könnte schon was drin braten, bloß sie ist so sparsam, wißt ihr, und sie gehen lieber bei allen Hochzeiten und Taufen herum, da ist das Essen billig, und die Pfannen bleiben blank." Im gleichen Augenblick bereute er sein Geschwätz, denn er kannte das Geheimnis vom jungen Richard Schablowsky, der in Dresden Musik studierte, ach, schon so viele Jahre lang, und gar nicht gut gedieh. „Na, na, Mädels", beruhigte er, „der Herr Lehrer spart für die Söhne, daß sie was Hohes werden, laßt ihn nur, laßt ihn!" —

„Wann kommen die andern?" „Die müssen bald hier sein, Herr!" Die andern, das waren noch vier Frauen und fünf Mädels, die hier helfen sollten. Gott geb's, daß sie fertig werden, denn, Jesus, was ist hier noch alles zu tun: zu hacken, zu schneiden, zu schnitzeln, zu mahlen, zu schaben, zu putzen, zu kochen, zu schmoren, zu dämpfen, zu braten und Tische, Tische zu decken, Jesus, Maria!

Aus der Küche ging der Hausherr nur auf Zehenspitzen. Mutter Kosiol war oben bei der Tochter, und am Treppenfuß blieb er stehen und lauschte gerührt dem langen, von Schluchzen geschüttelten Gebet der beiden. Plötzlich brach es mit einem lauten Amen ab, auch das Schluchzen war sofort zu Ende, weil es gottlob eben nur das Hochzeitsschluchzen war, und ganz deutlich klang Klaras Stimme: „Ob ich mir schon die Schuhe anziehen muß, Mammuschka, sie drücken doch so sehr!" „Ach, bleib' nur noch barfuß", antwortete die Mutter, dann ging die Tür, und sie trat heraus. „Mein Heiland, Mann!" rief sie. „Ich hab' mich ja so schrecklich erschrocken!" Da lachte er ihr entgegen, er hatte ja so großes Mitleid mit ihr, weil sie so klein war. Sie war noch ohne Strümpfe, ihre Füße waren wie Kinderfüßchen. Als sie auf der vierten Stufe ankam, bückte er sich ein wenig und sagte zärtlich: „Was du für hübsche, niedliche Füße hast, nein, wer hat so was schon gesehen!" Sie errötete und lächelte: „Willst wohl noch selber den Bräutigam spielen, du alter Kosiol?" — „Ja, ja, das wollen wir machen, alte, gute Rosa!" sagte er und nahm sie mühelos auf den Arm. Rosa hieß zwar Ziege, aber in seinem Munde war es ein verliebtes, gutes Wort. Die Mutter kreischte leise und lugte scheu zur Treppe hinauf, ob etwa Klara sie sehe, dann preßte sie sich an den starken Mann und ließ sich in die Stube tragen, die er, ohne die gute, alte Rosa freizugeben, verriegelte.

Die Müllerburschen traten mit großem Getöse ins Haus, denn Lärm zu machen war an diesem Tage Ehrenpflicht, und nachdem sie ein bißchen mit der molligen Helene und der dünnen Veronika geschäkert und den Hektor geärgert hatten, der am ersten Hochzeitsknochen nagte, gingen sie pfeifend, lachend, rufend an ihre Arbeit. Sie räumten die beiden großen Stuben aus und ließen nur Tisch und Bänke drinnen. Sie benagelten die himmelblau und rosa gestrichenen Wände mit Tannengrün. Sie gingen in den Hof, um einen Heuwagen auszuladen, der den seltsamsten Inhalt hatte, nämlich lauter Tische und Stühle, die in drei verschiedene Dörfer gehörten, und sie rechneten und zählten, ob in den beiden Stuben auch Platz für achtzig Gäste sei. Für die übrigen hundertzwanzig, die noch erwartet

wurden, stellten sie Tische und Sitze auf der blankgefegten Scheunentenne auf. Und dann kamen Veronika und Helene und brachten hohe Stapel schneeweißer Tischdecken aus selbstgewebter Leinwand, aber wahrlich, hierzu hatten die drei Dörfer nicht beisteuern müssen, sondern all diese weiße Herrlichkeit war noch Mitgift der alten Rosa, der geborenen Ksoll. Für die lange Tafel in der Scheune freilich gab es keine Leinwand, sie wurde mit weißem Kreppapier gedeckt, und es war vom Feingefühl der Eingeladenen zu hoffen, daß sie von selber in die Scheune gingen, wenn sie ohnehin niemals an gedecktem Tische aßen.

Plötzlich stand Franzek bei seinen Müllern, und obwohl er gerade jetzt nicht den scharfen, feurigen Blick wie sonst hatte, tat er doch, als spähe er strenge nach Fehlern, lobte aber dann übereifrig: „Gut so, schön so!" Und er konnte nicht anders, er lächelte verlegen, und so plötzlich, wie er gekommen war, ging er auch wieder, Hektor mit dem Knochen schon hinter ihm drein, und blieb vor dem Tore stehen, ohne sich um Arbeit zu kümmern, und stand und stand da so stumpfsinnig, konnte man meinen, wie sein einäugiger Hund.

Mit dem Lächeln, das gar nicht weichen wollte, blickte er ins Land hinaus, und siehe, es war nicht mehr leer wie vor zwei Stunden. Ueberall in der Ferne krabbelte es schon von Leuten, die noch nicht genau zu erkennen waren. Sie kamen einzeln oder in kleinen Trupps auf allen Pfaden und Feldrainen und auf der Gleiwitzer und der Ratiborer Chaussee. Am Waldrand blitzte ein Fahrrad, da kam wohl schon der Gnilka, der herzogliche Förster, mit seinem Streuselkuchenhunger. Waren die Figürchen schwarz, dann waren's die Männer, und waren sie bunt, dann waren's die Frauen und Mädchen, rosa, hellblau, gelb und feuerrot. Zuletzt freilich gab es nur schwarze und weiße Figuren, denn die Wege waren staubig, es hatte seit acht Tagen schon nicht mehr geregnet, und die Frauen hoben ihre Röcke hoch um sich her, daß die weißen Unterkleider bis zu den Hüften blitzten, mochten sie grau werden! Franzek war entzückt und zeigte alle Zähne — er hatte wirklich noch alle, doch die junge Klara hatte schon eine goldene Plombe.

Plötzlich kam ihm ein guter Einfall. Er lief zur Mühle hinüber, eilte wild die Treppen hinauf, obwohl sein Herz gewichtig klopfte, und dann stand er auf der schmalen Veranda und konnte das Land im Kreise überschauen. Er war erschüttert: alle Menschen, die da unterwegs waren, wollten ins Müllerhaus, alle brachten festliche Herzen und Eßlust und Trinklust und Tanzlust, und sie marschierten wie auf den Speichen eines riesenhaften Rades heran, aber die Nabe war Kosiols Mühle, war er! „Kommt!" lachte er. „Hochzeit! Hochzeit!"

Leider durfte er die Gäste nicht erwarten, denn in der Kirche gab es mancherlei zu tun, und wenn er sich als Glöckner und Türwächter zwar heut vertreten ließ, die Sache mit den Teppichen und den Birken war doch zu wichtig. Er zog die Schuhe aus, pustete sie wieder blank, steckte die Socken in die Hosentaschen und marschierte dem Dorfe zu, in dessen Mitte die Kirche stand. Unterwegs traf er die Helferinnen, die ihn als Herrn Kirchendiener neckten. „Dalli, dalli!" rief er mit Amtsmine, „ich wenigstens hab' Eile, wir haben heut eine große Hochzeit in der Kirche." Das war in der Tat ein gelungener Witz, daß der Kirchendiener tat, als sei nicht er selber der Brautvater, und die Weiber kreischten und sputeten sich lustig.

(Fortsetzung folgt)

Verpflanzte Menschen

Roman von Christine Holstein

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten; Copyright 1939 by v. Hase & Koehler, Leipzig

(Schluß)

„Da war ich ein junges sorgloses Ding, und all das Neue lockte und reizte mich. Aber ich glaube, jeder Auslandsdeutsche muß eine Krise durchmachen. Bei dem einen kommt sie früher, bei dem anderen später. Ich kam herüber in ein mit allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtetes Heim, alles war neu für mich, jeder liebenswürdig zu mir, dazu die einsame Schönheit des Landes, die mir heute noch ans Herz greift. Und doch..."

„Und doch, Frau Steffen...?"

„Es ist merkwürdig, wie das fremde Land auf die Einwanderer wirkt. Zum Beispiel unser patagonisches Land mit seinem Schweigen und seiner schwermütigen Seele, nichts als Berg- und Hügelketten und todeinsame Täler. Bei manchen Menschen bewirkt es eine allmähliche Abkehr von Leichtsinn und Oberflächlichkeit, man wird stiller und innerlicher. Bei jungen Leuten schlägt es sich oft in grenzenloser Faulheit nieder. Andere wieder, und besonders Alleinstehende, verlieren alle Energie, alles Streben, leben von Jahr zu Jahr immer stumpfsinniger dahin und sinken geistig immer tiefer. Man muß sich immer wieder zusammenreißen, sich entgegenstemmen..."

Frau Rohde war still und nachdenklich geworden. Wieder mußte sie an die vielen jungen und älteren Menschen denken, die hier langsam untergingen, und an ihren Sohn Helmut, der den Weg in die Heimat zurückgefunden hatte.

Dann wandte sie sich wieder an die junge Frau: „Und Sie, Frau Steffen?"

Ein fester und heller Blick begegnete ihr. „Mein Ziel ist, Resignation mit einem frohen Herzen. Das frohe Herz ist schwer zu erkämpfen. Aber Sie haben es geschafft, und ich werde es auch schaffen. Es wäre ja unrecht, wenn ich klagen wollte. Ich habe es ja gut; ich habe meinen Mann, und das Land ist so schön. Der Himmel ist von einer unwahrscheinlichen Schönheit und die Berge ringsum von unendlich sanften, weichen Farben. Und die Nacht singt richtig, wenn man durch das nächtliche Camp wandert. Wenn man doch einmal so drauflos wandern könnte, seiner nie ruhenden Sehnsucht nach. In meinem Garten habe ich sehr viele weiße Astern gepflanzt, Studentenblumen, Dahlien. Liebevoll wird alles gepflegt. Jede Blüte ist eine Extrafreude und — eine Heimatsehnsucht. Ich sehe uns als alte Leute wieder still und glücklich daheim leben. Und so wird es auch kommen. Denn solche heißen Wünsche haben Kraft."

Drüben in Deutschland ging Helmut Rohde seinen Weg.

Er wohnte anfangs bei Deinhardts, dann bei der Großmutter, aber auf die Dauer widerstrebte es ihm, der Verwandtschaft auf der Pelle zu liegen. Und bei Großmutter machte es soviel Umstände. Abends mußte erst der Diwan im Wohnzimmer für ihn hergerichtet werden, und oft kam er erst nachts aus der Schule, und wenn er dann vielleicht einmal hustete, sorgte sich die alte Frau und sah gleich eine gefährliche Krankheit aufkeimen.

Also mietete er sich draußen in Teltow in der Nähe seiner Fabrik in einer Neubauwohnung ein Zimmer, das zu ebener Erde lag und in den Garten führte. Im Sommer war's hier schön. Im Winter manchmal schaurig kalt. Zum Glück stand in der Ecke ein braunes Kachelöfchen, an der Wand befand sich sein schmales Jungenbett, auch ein Schrank war da, ein Schreibtisch und ein Tisch mit einigen Stühlen.

Hier hauste nun der Junge, der von Südamerika nach Deutschland wanderte, und begann in zäher, unverdrossener Arbeit neu sein Leben aufzubauen. Früh um halb sechs Uhr, wenn der Wecker klingelte, hieß es: Raus aus dem Bett! Rasch eine Tasse Kaffee heruntergestürzt, dann in den Betrieb. Zu Mittag aß er in der Kantine. Abends nach dem Arbeitsschluß kochte er sich etwas Trinkbares und aß ein Wurstbrot dazu. Dann fuhr er mit der Elektrischen zur Abendschule und kam in der zwölften Stunde zurück, fiel todmüde auf sein Bett, und früh halb sechs klingelte der Wecker. Wenn er nicht zur Schule mußte, benutzte er den Abend zum Lernen und zu schriftlichen Arbeiten.

Es ist Winter. Der kalte Wind fegt ums Haus. Die Wirtsleute schlafen längst. Helmut Rohde hat sich noch einmal tüchtig eingeheizt und sich dann an den Schreibtisch gesetzt, um eine mathematische Aufgabe zu lösen. Es fällt ihm nicht leicht. Die Müdigkeit des Arbeitstages steckt in Kopf und Gliedern. Aber er reißt sich hoch. Er trinkt eine Tasse starken Kaffee und zündet sich eine Zigarette an. Und nun geht's. Nur noch ein paar Jahre, dann macht er seine Ingenieurprüfung. Dann hat er's geschafft. Dann ist er oben. Wenn er schlapp machen will, richtet er den Blick auf den Spruch, den er sich über den Schreibtisch gehängt hat. Es ist der Goethespruch, den seine Mutter in der Einsamkeit des paraguayischen Urwalds ihren Kindern und den jungen Leuten, die um ihren Tisch saßen, eingeprägt hat:

Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Ängstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.

Allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Ende.

Ergebnisse der Aufgaben aus unserer „Rechenstunde" Seite 66.

Zahlentafel Reihe 1 als Beispiel: Vervielfacher 100! 517,4; 75,301; 1800; 390. Reihe 2 (Vervielfacher 1000!) 8460; 5; 348 000; 4010. Reihe 3 (Vervielfacher 10) 0,38; 1,0; 482 000; 1. Reihe a (Teiler 10) 0,5174; 0,846; 0,0038. Reihe b (Teiler 100) 0,0075301; 0,00005; 0,0010. Reihe c (Teiler 10 000) 0,0018; 0,0348; 4,8200. Reihe d (Teiler 100 000) 0,0039; 0,0000401; 0,000001

Zuzählen und Abziehen! 415,83001; 1 000 125,4006; 2,7766; 79,2; 35,7946. —

Malnehmen! 10,070; 2,3; 2861,44.

Teilen (Bruch durch Bruch!) 1210; 1/5 oder 0,2; 0,00025; 5000. —

kannte! Immer waren die Knäule weggerollt, und sie war zu bequem gewesen, sie gleich aufzuheben. . . .

Schließlich scharte sich die ganze reisefertige Familie noch einmal um Klärchen, und jeder sagte ihr zum Abschied einen schönen Dank und einen guten Wunsch.

„Geht nur schon vor“, sprach das Findemännchen zu den Seinen, „ich muß ja unsern Gast wieder in das Menschenreich zurückführen!“

Gerührt sah Klärchen den kleinen Gestalten nach, wie sie mitten in der Nacht mit ihren hochbeladenen Rucksäcken davontrabten. Das jüngste Findekind wandte sich noch immerfort nach ihr um und winkte mit einem weißen Tuch. Ach, Puppe Lottchens Sonntagsschürze war das ja! —

Doch nun nahm das Findemännchen Klärchen bei der Hand und führte sie durch den dunklen Mausgang in ihr Stübchen zurück. Das alte Sofa ragte neben ihr auf wie eine Burg. — Wieder machte der Kleine mit den Händen seltsame Bewegungen und raunte dabei:

„Feinchen und Kleinchen,
das ist nun vorbei! — —
Bist nun ein Mensch wieder,
eins, zwei, drei!“ —

Ohne daß sie wußte, wie es zugegangen war, hatte Klärchen wieder ihre natürliche Gestalt bekommen, und als sie sich recht besinnen wollte, fand sie sich wieder auf dem Bettrand sitzend. Doch so hell der Mond auch leuchtete, von einem Männlein war nichts mehr zu erblicken. Wohl aber blinkte dort immer noch ganz hell der Fingerhut, um den es heute soviel Schelte und Tränen gegeben hatte.

Schnell huschte Klärchen hin und hob ihn auf. Dann eilte sie leise über den Flur in das Wohnzimmer. Ja, da stand auf dem Nähtischchen Mutters Nähkorb, aus dem sie den silbernen Fingerhut genommen hatte, da ihr eigener in der Schule liegengeblieben war. Klärchen hob die gestickte Decke auf und legte den Fingerhut sorgsam an seinen Platz. Dann eilte sie in ihr Zimmerchen zurück und war bald fest eingeschlafen.

Als Klärchen am nächsten Tag aus der Schule kam, sagte ihre Mutter: „Nun, ich freue mich ja sehr, daß du meinen Fingerhut wiedergefunden und ihn an Ort und Stelle gebracht hast, und noch mehr würde ich mich freuen, wenn mein kleines Mädchen doch ein wenig ordentlicher und bedachtsamer werden möchte!“

„Das will ich ja auch“, versprach Klärchen, legte die Arme um der Mutter Hals und erzählte ihr das Erlebnis mit den Findeleuten. Lächelnd hörte die Mutter zu und sagte: „Wie fein du deinen Traum behalten hast!“

Ein Traum? — Das wollte Klärchen gar nicht in den Sinn; zu deutlich hatte sie doch das Findemännchen gesehen.

Ob Klärchen ihr Versprechen gehalten hat? — Ich glaube wohl!

Jedenfalls hat sich die Familie Findemann nie wieder in ihrer Nähe eingemietet.

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 24/1940

Waren denn die 7 Antworten so schwierig, daß ich bei dieser Preisaufgabe nur so wenig richtige Lösungen vorfand? Nach meiner Meinung liebe Kinder war dies eine der leichtesten Aufgaben, die ich euch in letzter Zeit vorlegte. Nachstehend will ich euch die 7 Antworten nennen und ihr werdet überzeugt sein, daß die Aufgabe wirklich sehr leicht für euch zu lösen war: 1. viel — leicht — vielleicht, 2. Neger — Regen, 3. Atlas, 4. Mehl — Mahl, 5. Schere, 6. Die Augen, 7. Der Spiegel. Richtige Lösungen legten mir vor: **Elli Kießling, Münchberg** (Bayern), wofür ihr der erste Preis in Höhe von 10,— RM. zuerkannt wurde. Den zweiten Preis im Betrage von 5,— RM. bekam **Franz Czenderskŋ, Köln-Bahrenfeld.** Je ein wertvolles Jugendbuch erhielten: **Franz Trasler, Baden** bei Wien, **Rosi Unger, Burg** bei Magdeburg, **Johannes Kühl, Hamburg-Rahlstedt, Sabine Herrmann, Swinemünde, Franz Gampe, Blottendorf** (Sudetengau).

Das verzauberte Ei

Von Arthur Bach.

Gottfried feierte seinen Geburtstag. Für diesen Tag hatte er sich ein feines Experimentierstückchen ausgedacht. Alle sollten staunen, vor allem seine Freunde Willi und Adolf, die sonst immer über seine physikalischen Versuche und Experimente spotteten. Alles nahm um den Tisch Platz und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Nach einer Weile kam Gottfried mit einem zylinderförmigen Glasgefäß zur Tür herein. Ganz vorsichtig trug er es vor sich her. Es war fast bis obenan mit Wasser gefüllt, das jedoch ein etwas milchiges Aussehen hatte. Gottfried stellte es mitten auf den Tisch und holte alsdann ein zweites Gefäß, das fast genau so aussah und ebensolch weißgefärbtes Wasser hatte. Dazu legte er einige Eier. In der Hand hielt er ein kleines weißes Stäbchen. „Verehrte Damen und Herren“, begann er nach einer Weile. Alle lachten auf. Gottfried ließ sich jedoch nicht aus der feierlichen Ruhe bringen. Bitterernst war sein Gesicht. Als das Gelächter abflaute, fuhr er fort: „Es wird Ihnen bekannt sein, daß Eier ohne weiteres im Wasser untersinken. Das ist ja auch ganz klar. Ihr spezifisches Gewicht ist größer als das des Wassers, und infolgedessen müssen sie natürlich versinken. Die Eier, die ich hier vor Sie hingelegt habe, machen davon keine Ausnahme. Legen wir sie ins Wasser“ — er nahm zwei davon und legte sie in das zuletzt herbeigebrachte Glasgefäß —, „so gehn sie unter.“ Tatsächlich plumpsten die Eier auf den Boden auf. „Mein Zauberstäbchen vermag jedoch die Schwerkraft der Eier aufzuheben. Sobald ich sie mit meinem Stab berührt habe, sind sie mit völlig verfallen. Sie müssen tun, was ich sage. Rufe ich ihnen z. B. mitten im Wasser zu: „Halt“, so bleiben sie augenblicklich stehen und sinken nicht weiter.“ „Hör auf, hör auf“, rief Adolf dazwischen. „Das glaubt dir ja kein Mensch.“ „Sie werden sehen“, entgegnete Gottfried, „daß ich nicht zu viel behaupte.“ Er berührte mit seinem Zauberstab die Eier und murmelte einige undeutliche Worte. Alles sah gespannt zu ihm hin. Jetzt nahm er eines der Eier und legte es langsam in das zuerst ins Zimmer gebrachte Glasgefäß. Plötzlich rief Gottfried laut: „Ei, ich befehle dir, halt ein!“ Sofort blieb das Ei mitten im Glase stehen. Es sank keinen Zentimeter weiter. Alle waren sprachlos. So etwas hatten sie noch nicht gesehen. Sie hätten es auch nicht für möglich gehalten. Auf allgemeines Verlangen mußte Gottfried sein Zauberkunststück mit einem zweiten Ei vormachen. Auch dieses Mal glückte die Sache glänzend. Das Staunen wuchs. „Sobald ich den Zauber löse“, sagte Gottfried nach einer Weile, „sinken die Eier natürlich weiter.“ Er tauchte sein Zauberstäbchen in das Wasser und fuhr einige Male um die Eier herum, wieder undeutliche Sätze dabei murmelnd. Und siehe da, die Eier sanken. Keiner konnte sich der Verwunderung erwehren, selbst Mutter und Vater nicht. Anni aber sprach ihrem Bruder unverhohlen ihre Hochachtung aus: „Du kannst wirklich etwas, Gottfried, und wenn man nicht von vornherein wüßte, daß bei dir immer alles mit rechten Dingen zugeht, könnte man dich für einen richtigen Zauberkünstler halten.“ Bruder Fritz aber bat: „Erkläre uns die Geschichte!“ Und Gottfried erklärte: „Die Sache ist ganz einfach“, sagte er. „Vielleicht wißt ihr alle aus der Geographie, daß auf dem Toten Meer in Palästina Gegenstände, die sonst im Wasser untergehen, auf der Oberfläche schwimmen. Ihr habt sicher auch schon gehört, wie das kommt?“ „Sicher“, rief Willi, „wir sprachen ja erst vor einigen Tagen bei Herrn Müller davon. Das Tote Meer ist sehr salzhaltig, und diese Salzhaltigkeit bewirkt seine größere Tragfähigkeit.“ „Seht“, fuhr Gottfried fort, „von dieser Tatsache bin ich ausgegangen. In das erste Gefäß

habe ich zunächst nur bis zur Hälfte Wasser gegossen und dann soviel Salz darin aufgelöst, bis ein Ei darin schwamm. Darauf habe ich ganz vorsichtig frisches Wasser nachgegossen. Man muß sich dabei sehr in acht nehmen, damit nicht sofort eine Vermischung des Salzwassers mit dem frischen Wasser eintritt. Am besten ist, man läßt das Wasser durch einen etwas schräg gehaltenen Trichter so in das Glasgefäß laufen, daß es an der Wandung desselben langsam hinabläuft. An der Außenseite des Glases machte ich mir ein Zeichen, damit ich genau erkennen konnte, wo das Salzwasser anfing. Lasse ich nun ein Ei in das Gefäß fallen, so sinkt es im Wasser zunächst unter, bis es zu der Stelle kommt, wo das Salzwasser beginnt. Ich passe gut auf, und sobald das Ei die Oberfläche des Salzwassers berührt, rufe ich „Halt!" Sofort bleibt das Ei natürlich stehen, denn in dem Salzwasser kann es nicht weitersinken. Rühre ich aber hernach mit meinem Stäbchen in das Wasser, so vermischt sich das Salzwasser mit dem frischen Wasser. Der Salzgehalt wird geringer, die Tragfähigkeit kleiner, das Ei sinkt. In dem zweiten Glas hatte ich nur eine ganz dünne Salzlösung. Sie konnte das Ei nicht tragen." „Großartig, großartig", rief Adolf und klatschte in die Hände. „Das muß ich zu Hause auch einmal vorführen. Wie einfach das alles ist, und wieviel Spaß man doch damit machen kann!"

Klärchen saß traurig auf dem Bettrand und lauschte auf den Flur hinaus. Ob die Mutter nicht doch noch kommen würde, um ihr, wie sonst immer, herzlich „Gute Nacht" zu wünschen? Ach nein! Zu böse war sie ja heute auf ihr Mädel gewesen! Zornig hatte sie gesagt: „Daß du alles Mögliche von deinen Sachen verlierst, verlegst und verbummelst, das weiß ich ja leider, aber daß du mir meinen silbernen Fingerhut aus meinem Nähkorb genommen und ihn ebenfalls weggebracht hast, das ärgert mich zu sehr. Er war ein liebes Andenken an meine Mutter und Großmutter!"

Klärchen seufzte. — Ja, die Mutter hatte schon Recht, böse zu sein! Wie ging es nur zu? Von den Spielsachen, von den Schulbüchern, von Strümpfen, Handschuhen, Haarschleifen war irgend etwas immer verschwunden, oder es fand sich erst nach langem Suchen auf falschem Platz wieder ein; jedenfalls war es durchaus nicht zu der Zeit, da man es brauchte, an der richtigen Stelle. O, wieviel Schelte hatte es deswegen schon gegeben!

Mit rundem Gesicht guckte der große Mond in das Stübchen und wunderte sich, daß Klärchen immer noch angezogen auf der Bettkante saß. Er legte seine breiten, hellen Streifen quer durch das ganze Stübchen. — Klärchen sah mit betrübtem Gesicht in ihrem monddurchleuchteten Stübchen umher. Wie wild sah es in den Schränken und auf dem Spieltisch aus! Und dabei hatte sie doch erst gestern groß aufgeräumt! Sie folgte mit den Augen dem breiten Mondstreifen, der bis an die Sofawand ging. Plötzlich hob sie sich vom Bettrand und spähte aufmerksam nach unten. Was blinkte da neben dem altmodisch geschwungenen Sofafuß? Sollte das etwa der schmerzlich vermißte Fingerhut sein? Eilig lief sie über die Diele auf das Blinkende zu. Vor Freude klopfte ihr Herz: Es war wirklich der verlorengeglaubte Fingerhut! Schon hatte sie sich hingekniet und streckte die Hand nach dem wiedergefundenen Andenken aus, da sah sie zu ihrem Schrecken, daß der Fingerhut davonlief! Nein, ganz so war es doch nicht: Ein kleines seltsames Wesen hatte ihn gepackt und wollte ihn gerade wegschleppen.

„Hallo", rief Klärchen, und ihre Stimme klang ganz mutig, „liegen lassen!"

Da stellte das winzige Männchen mit lautem Aechzen seine silberne Last wieder hin und jammerte:

„Ach, ach, ach, nun ist es aus! Ach, ach, ach!"

Klärchen hatte ihren Schreck überwunden und fragte: „Was für einer bist du überhaupt?"

Das kleine Wesen antwortete mit feiner Stimme: „Ich bin das Findemännchen; ich wohne immer da, wo es viel zu finden gibt. Nachts gehe ich auf Suche und bringe das Gefundene heim zu meiner Familie. Zu schön war es bei dir! Noch keine Stelle hatten wir, wo soviel auf der Erde und in den Winkeln lag wie bei dir! Ach, aber nun ist es aus! Ach, meine arme Frau und meine armen Kinderchen! Nun heißt es weiterwandern!"

„Ja, aber warum denn?" fragte Klärchen zögernd. Sie wußte nicht recht, ob sie sich über das Lob des Männchens freuen oder ärgern sollte. Traurig antwortete das Findemännchen:

„Nun, wenn mich einmal einer von meinen unbekannten Freunden ertappt, dann müssen wir eben weg. Denn . . . es gibt dann später meistens nicht mehr viel zu finden bei ihm", setzte der Kleine mit spitzbübischem Lächeln hinzu.

Klärchen konnte sich nicht sattsehen an dem drolligen Kleinen.

„Wo wohnst du?" fragte sie.

„Ich habe von Frau Schwänzlein, meiner Mausfreundin, eine niedliche kleine Wohnung gemietet; gleich hier hinter dem Sofafuß ist die Tür!"

„Ach, zu gern möchte ich einmal deine Wohnung, deine Frau und deine Kinderchen sehen!" sagte Klärchen. Der Kleine sah sie prüfend an und meinte:

„Nun ja, weil wir es bei dir so sehr gut hatten, will ich dir deinen Wunsch erfüllen. Aber erst muß ich dich verzaubern!" — Das Findemännchen zeichnete mit den Händchen allerlei Figuren in die Luft und murmelte dabei:

„Feinchen und Kleinchen! — —
so nehm' ich dich gleich
mit mir hinunter
in Findemanns Reich!"

Ohne daß sie etwas davon gemerkt hatte, war Klärchen so klein geworden wie das Findemännchen. Das faßte sie höflich an die Hand und führte sie durch den dunklen Gang hinunter in seine Stube.

Die Findefrau und die Findekinder staunten nicht wenig, als der Vater ihnen den fremden Gast vorstellte. Doch nachdem er ihnen alles erzählt hatte, schüttelten sie Klärchen kräftig die Hand und sahen sie mit ihren kleinen schwarzen Perlenaugen treuherzig an.

„Ja, Frau", sagte der Findevater, „mit dem silbernen Trinkbecher zu deinem Geburtstag (denn dazu war der Fingerhut bestimmt gewesen) wird es nun nichts! Nun heißt es, den Wanderstab ergreifen und in die Fremde ziehen!"

Da schluchzte die Findefrau laut auf und all die vielen Findekinder drückten die Fäustchen an die Augen und weinten mit. — „Ja, ja", fuhr das Findemännchen fort, „nun holt nur alles hervor, was wir hier gefunden haben, jetzt müssen wir alles, alles zurückgeben! Aber" — bittend sah er Klärchen an — „aus deinen Haarschleifen, die ich in Hof und Garten, in Ecken und Winkeln fand, hat meine Frau unsern Jungens Hosenträger gemacht . . ."

Da griffen die Findejungen mit ihren Händchen an ihre schönen weißen, rosa und hellblauen Hosenträger und erhoben ein so durchdringendes Jammergeschrei, daß Klärchen mitleidig sagte:

„Ach, ihr lieben Leute, gar nichts sollt ihr mir zurückgeben! Behaltet nur alles. Wenn ich nur künftighin nicht mehr so viel verliere, dann ist es schon gut!"

Da glätteten sich die Mienen der Findeleute; sie wurden ganz zutraulich, zeigten Klärchen ihre Wohnung und fingen schließlich an, fröhlich zu tanzen und zu springen. Der älteste Junge blies auf einem Taschenkamm (Klärchen hatte ihn sehr vermißt) eine lustige Musik dazu. Wie zierlich Findemanns Frau die Füßchen setzte! Fein paßten ihr Puppe Loris Lackschuhe! Klärchen mußte wirklich staunen: Nein, wieviel verlorene und fast vergessene Gegenstände sah sie hier bei Findemanns wieder! Wie kann man nur so viel verlieren, dachte sie kopfschüttelnd.

Nun verbeugte sich das Findemännchen feierlich vor ihr und sagte:

„So, nun wollen wir den Abschiedstanz miteinander tanzen!" Zierlich faßte es Klärchen an und drehte sich mit ihr im Kreis. Seine Frau und seine Kinder schlugen mit den Händen den Takt dazu.

„So, nun packen, flink, flink!" rief das Findemännchen, als der Abschiedstanz beendet war. — Da holten die Findeleute reizende kleine Rucksäcke hervor (sie waren aus der Puppenwagendecke gemacht, die Klärchen über Nacht hatte im Garten liegen lassen) und packten gewandt ihre Habseligkeiten ein.

„Es ist zu lieb von dir, daß du uns alles mitnehmen läßt; wir werden lange suchen müssen, ehe wir wieder eine so gute Stelle finden", sagte die Findefrau, während sie ihren Kleinen die Schals um die Hälschen band. O, wie gut Klärchen die bunte Wolle

Köpfe von berühmten Deutschen

6. Reichs-Straßensammlung im KWHW. 1940/41 am 1. und 2. März 1941

Am 1. und 2. März 1941 bringt das WHW., das mit seinen Abzeichen für die Reichs-Straßensammlungen schon manche kulturelle Aufgabe erfüllt hat, eine Serie von 20 hellfarbigen Glasplaketten unserer größten Feldherren und Staatsmänner, Maler und Musiker, Dichter und Denker heraus, die jedem Volksgenossen besondere Freude machen werden. Führt ihn doch jedes dieser Bildnisse zu Erinnerungen an jene Männer, die mithalfen, Deutschlands Ruhm und Ehre zu festigen.

In der Gruppe der Maler tritt uns Albrecht Dürer (1471—1528) entgegen, der deutscheste Maler und Meister des Holzschnitts und des Kupferstichs. Neben ihm finden wir Hans Holbein d. J. (1497—1543), den die Heimat so wenig zu halten wußte, daß er als Bildnismaler an den englischen Hof gehen mußte. Ueber seinen historischen Bildnissen wollen wir nicht vergessen, daß er dem deutschen Volk auch herrliche Holzschnitte, darunter den „Totentanz", geschenkt hat. Als dritten Vertreter der bildenden Kunst treffen wir Adolph v. Menzel (1836—1905), den Bahnbrecher des Realismus und Darsteller vaterländischer Geschichte, während wir in Franz v. Lenbach (1836—1904) den größten Bildnismaler seiner Zeit schätzen. Sein bekanntestes Porträt ist das Bild Bismarcks. Unter den Musikern sei Johann Seb. Bach (1683—1750) erwähnt, von dessen 20 Kindern Friedemann Bach bekannt ist. Aus seinem Lebenswerk nennen wir die Fülle seiner Kantaten, Fugen und Präludien. Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791) war schon in der Jugend als musikalisches Wunderkind berühmt. Seine Opern, Symphonien, Serenaden und Konzerte werden heute mehr denn je gepflegt. Sein berühmtester Schüler, Ludwig van Beethoven (1770—1827), gilt als Vollender der klassischen Instrumentalmusik. Am bekanntesten sind seine „Neunte", die „Eroica" und die Oper „Fidelio". Er schrieb insgesamt über 140 Werke. Franz Schubert (1797—1828) gilt als der Meister des deutschen Liedes. Ihm verdanken wir rund 600 Lieder, ferner Singspiele, eine Oper, Symphonien, Streichquartette und Klavierkompositionen. Die Reihe der Musiker beschließt Richard Wagner (1813—1883), der Schöpfer des deutschen Musikdramas. Seine nationalen Opern sind unvergängliches deutsches Kulturgut. Deutschlands größte Dichter Joh. Wolfg. v. Goethe (1749—1832) und Friedrich v. Schiller (1759—1805) haben sich durch ihre Werke in das Buch der Nation eingetragen. Zu den großen Deutschen zählen wir auch den Ostpreußen Immanuel Kant (1723—1804), den kritischen Geist und scharfen Denker, dessen Philosophie seiner Zeit neue Wege wies. Mit den schönen Künsten allein läßt ein Reich sich nicht bauen und erhalten. Ein Volk braucht auch Staatslenker und Feldherren. Noch wissen nicht alle, was wir Heinrich dem Löwen (1129—1195) zu verdanken haben, den tatkräftigen Förderer deutscher Ansiedlung im Osten. Nicht nur ihm, sondern auch dem Prinzen Eugen (1663—1736) schwebte die Idee eines großen deutschen Reiches vor. Eugen war wohl Franzose von Geburt, sein Herz und sein Leben aber weihte der große Feldmarschall und Bezwinger der Türken allein der deutschen Sache. Feldherr und Staatsmann zugleich war Friedrich der Große (1712—1786), der heute jedem Deutschen so nahe steht, wie kaum ein anderer Herrscher. Unter den Feldherren, die im vergangenen Jahrhundert ihre glänzendsten Siege erfechten konnten, finden wir den „Marschall Vorwärts", Leberecht v. Blücher (1742—1819), der bei Leipzig und Belle-Alliance entscheidend eingriff und Hellmuth von

Moltke (1800—1891), den Schöpfer der Feldzugspläne von 1864, 1866 und 1870/71. Nicht vergessen sei in dieser Reihe der Freiherr vom Stein (1757—1831), der Reorganisator des preußischen Staates, der trotz der Ächtung durch Napoleon unermüdlich für sein Vaterland arbeitete. Otto v. Bismarck (1815—1898) war nicht nur der bestgehaßte, sondern auch der meistumjubelte Staatsmann des Zweiten Reiches, als dessen Schmied er in die Geschichte seines Volkes einging.

Alle diese Männer haben zu ihrer Zeit unvergängliche Leistungen für Reich und Volk vollbracht. Sie sind uns Vorbilder in der größten Zeit deutscher Geschichte, die von einem Manne meisterlich gelenkt wird, der Bauherr, Staatsmann und Feldherr in einer Person ist und den ein freies Volk zu seinem Führer erwählt hat, — Adolf Hitler. So werden am 1. und 2. März d. J. diese Abzeichen mit den Köpfen großer Deutscher als Mahner zur Erfüllung unserer Pflicht rufen, unserem Vaterlande in seiner Entscheidungsstunde kein Opfer zu versagen.

Die Männer der Formationen der Partei, SA., SS., NSKK und NSFK. werden dafür sorgen, daß keines dieser geschmackvollen Abzeichen, die vielen Arbeitern der Heimindustrie im Gablonzer Glasrevier auf lange Wochen hinaus Arbeit und Brot gegeben haben, übrig bleibt.

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarrhe

von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchiolen, sowie Asthma werden mit großem Erfolg mit dem bewährten „Silphoscalin" behandelt. Denn „Silphoscalin" wirkt nicht nur schleimlösend und auswurffördernd, sondern auch entzündungshemmend und erregungsdämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe widerstandsfähiger. Darum ist es ein richtiges Heil- u. Kurmittel, von dem man wirklich gründliche Erfolge erwarten darf. — „Silphoscalin" ist von Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. — 80 Tabletten „Silphoscalin" RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie von der Firma* **Carl Bühler**, *Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustrierte Aufkärungsschrift S/ 597*

Togal gegen Erkältungs-Krankheiten

Togal ist hervorragend bewährt bei

Rheuma | Nerven- und
Ischias | Kopfschmerz
Hexenschuß | Erkältungen

Unzähligen haben Togal-Tabletten rasche Hilfe gebracht. Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Ärzten u. Kliniken seit über 25 Jahren bestätigt. Keine unangenehmen Nebenwirkungen. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch - aber nehmen Sie nur Togal!

In allen Apotheken

Kostenlos erhalten Sie das interessante, farb. illustr. Buch „Der Kampf gegen Rheuma u. Schmerzen", ein Wegweiser für Gesunde u. Kranke, vom Togalwerk München 8/K

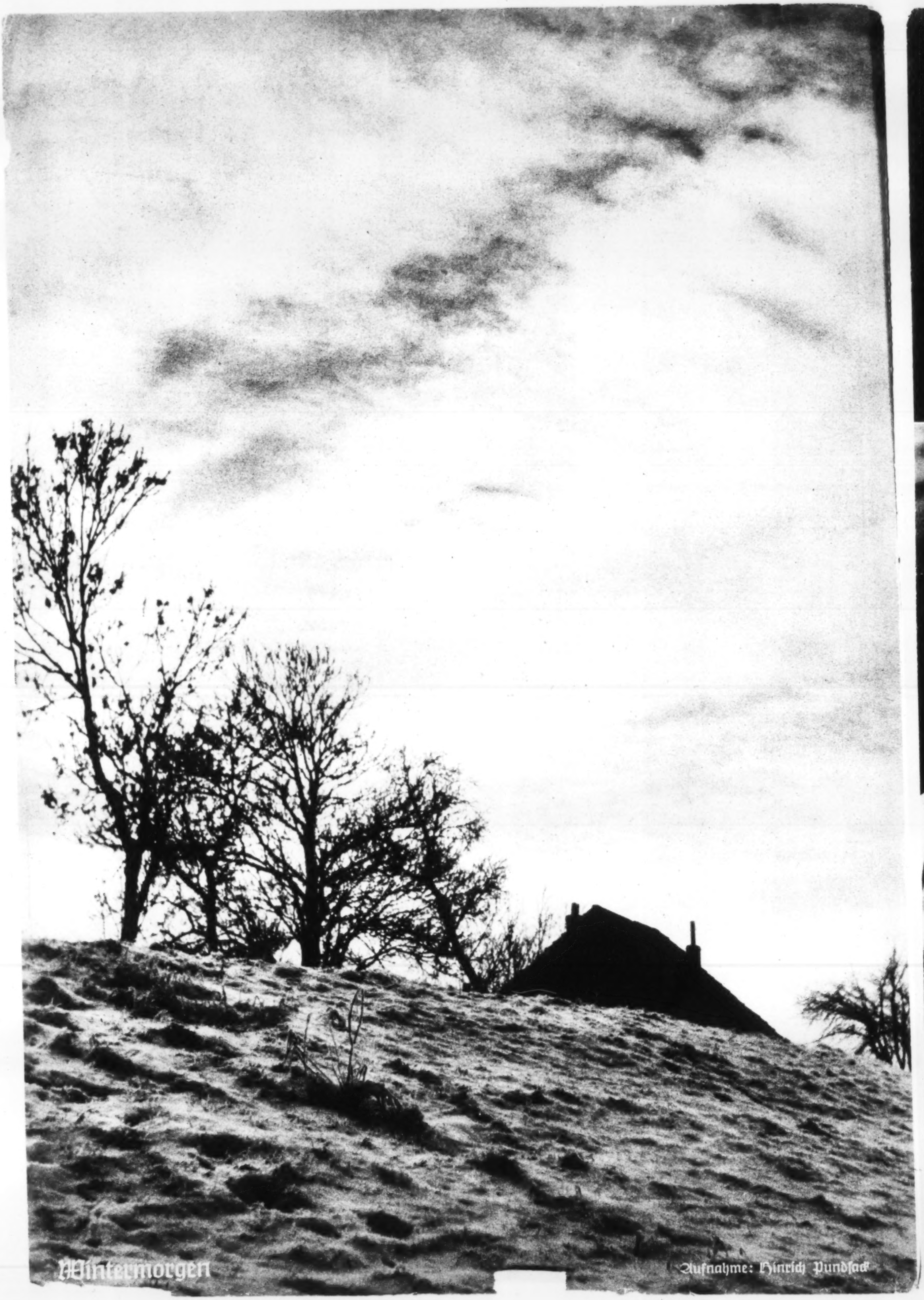
Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

In allen Fragen der Erziehung (ausgenommen Berufsberatung) erteilt unsere pädagogische Sprechstunde gegen Rückporto kostenlos Rat und Auskunft

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW, Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.

Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2


Wintermorgen

Aufnahme: Hinrich Pundsack